



Berlin, den 9. September 1899.

Lemurien.

Die alten Römer waren unbarmherzige, den milden Regungen einer höheren Humanität unzugängliche Herren. Sie scheuten vor dem grausamsten Gebrauch ihrer Macht nicht in frommem Schauer zurück und trafen die Frevler am Staatsgedanken, die Verbrecher und Störenfriede mit der ganzen Härte der Vergeltungstrafe. Ob das *ius talionis* auch gegen politisch ungeberdige Quiriten gebraucht, ob die Widerstrebenden aus den Pfründen gejagt, öffentlich gestäubt und entmannt wurden? Vielleicht waren die Römer schon in mythischer Zeit zu gute, zu weit vorausschauende Politiker, um so thörichte Gräuel zu dulden; vielleicht wußten sie damals schon, daß man mit Ruthenstreichen die Geister nicht zur Ruhe zu bringen vermag. Mit denen gingen die sonst so harten Herren gar sänftiglich um. Gegen die bösen Geister, die Larven oder Lemuren, wurde nicht Feuer, nicht Schwert angewandt. In jedem Frühjahr, wenn im Mai die Iden nahten, versammelten sich um die Mitternachtstunde die Hausväter, raunten feierliche Formeln und streuten schwarze Bohnen ins Dunkel. Dadurch, hofften sie, würden die Spukgeister sich bannen lassen. Diese Sitte aus den Kindheitstagen des politisch starken Lateinervolkes haben dann die Germanen übernommen, als sie das Erbe der Römermacht antraten, und bis in die Zeit der Heiligen Alliance und der gegen finstere Umsturzpläne gerüsteten Metternichtigkeit wurden im deutschen Gebiet Lemurien veranstaltet. Doch der Glaube an die geheimnißvolle Macht wunderthätiger Murmelsprüche war dahin und die schwarzen Bohnen schreckten selbst in nächstiger Spukstunde keine arme, verwirrte Seele mehr. Die mannbare Menschheit Europas merkte allmählich, daß nur

eine gute, starke, tapfere That die bösen Geister zu bannen vermöge. Und als unter dem klirrenden Tritt eines von Genies Gnaden gekrönten Plebejers das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zusammenbrach, da meinten die mündigen Völker, der Epoche entwachsen zu sein, wo der Aberglaube im Fest der Lemurien Sättigung suchte. Die Regierung, unter der Preußen leidet und, wenn sie noch lange sinnlos waltet, ein zweites Jena erleben muß, hat diesen hochmüthigen Wahn aus den Hirnen geschleucht. Sie hat zuerst mit dem Schwert gerasselt, mit der hohen Lohe ihres Hornes gedroht und dann, als sie ihr Vermögen etwas nüchterner berechnet hatte, sich mit Murremsprüchen und mit dem Ausstreuen schwarzer Bohnen begnügt. Das, sagt sie, soll den bösen Geist der Unzufriedenheit bannen, der heimlich durch das Land schleicht und schon bis hinauf zu den Gipfeln dringt, auf denen in unnahbarer Sicherheit bisher die Mandarinen thronen. Die exzellente Genossenschaft vergaß dabei nur, daß der moderne Sinn, dem das jus talionis unsittlich scheint, in den Lemurien eine die Vachlust der Betrachter hervorlockende Kinderstubenkomoedie sieht. Freilich: auch solche Komoedien sind nicht immer gefahrlos. Wenn Kinder mit dem Feuerzeug spielen, kann ein schlecht behüteter Funke einen herabhängenden Fenstersehler entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen stehen. Deshalb ist es rathsam, den Kindern vorsichtig auf die Finger zu gucken.

Das preussische Staatsministerium hat ungefähr anderthalb Duzend Beamte, Regierungspräsidenten und Landräthe, aus ihren Stellen gejagt und auf Wartegeld gesetzt. Als es diese Heldenthat vollbracht hatte, ließ es in der ministeriellen Berliner Korrespondenz der Welt verkünden, die Beamten seien „selbstverständlich“ nicht für ihr den Mittellandkanal ablehnendes Landtagsvotum bestraft worden. Selbstverständlich — Schopenhauer hatte einen so berechtigten Widerwillen gegen dieses Wort — glaubte kein Mensch an diese Verkündung. Bei dem Erlaß, den das Staatsministerium an die Oberpräsidenten sandte und im Staatsanzeiger drucken ließ, wird den fortgeschickten Beamten nachgesagt, sie hätten „die Aktion der Regierung erschwert, die Autorität der Regierung geschwächt, die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung gefährdet, deren Kraft gelähmt, Verwirrung in den Gemüthern hervorgerufen und sich durch dieses Verhalten mit allen Traditionen der preussischen Verwaltung in Widerspruch gesetzt.“ Wären diese Vorwürfe berechtigt, dann wäre das Ministerium verpflichtet gewesen, so unbrauchbare Beamte so schnell wie möglich für immer aus dem Dienst zu entfernen. Das ist nicht geschehen. Die Beamten, die sich am Schluß der Kanaldebatte durch ihre Abstimmung

das Mißfallen der Minister zugezogen haben, bleiben als Wartegeldempfänger dem Disziplinalgesetz unterworfenen Beamte und können wieder angestellt werden. Sie werden, so darf man behaupten, wieder angestellt und vielleicht noch befördert werden, wenn sie sich bereit zeigen, im nächsten Jahr für den Kanalplan zu stimmen. Sie sollen durch die Maßregelung gekirrt und dahin gebracht werden, daß sie, gegen den Willen ihrer Wähler, die gouvernementalen Wünsche unterstützen. Ob viele von den bestrafte Herren ihre völlige Entlassung aus dem Staatsdienst fordern, ob andere hohe Beamte ihrem Beispiel folgen und ob die konservativen Fraktionen dafür sorgen werden, daß ein unzweideutig klares Gesetz die Möglichkeit schafft, ein die Verfassung bewußt oder leichtfertig verlegendes Ministerium zur Verantwortung zu ziehen? Die Antwort auf diese Fragen muß abgewartet werden. Einstweilen haben wir es mit dem Betrachteten sichtbarer Erscheinungen zu thun. Aber der Thatbestand wäre nicht vollständig geschildert, wenn verschwiegen würde, daß die starke, thatkräftige Firma Hohenlohe & Co. zweien ihrer Theilhaber die Procura entzogen hat: dem Kultusminister Boffe und dem Minister des Innern Freiherrn von der Recke. Der Kultusminister hatte einem Hilfsarbeiter, der eben gegen den Kanal gestimmt hatte, die Stellung im Ministerium gekündigt. Der Freiherr von der Recke hatte vor der zweiten Abstimmung den ihm unterstellten Verwaltungsbeamten offen gesagt, sie würden ihr Amt verlieren, wenn sie sich nicht schnell noch zur Kanalförderung bekehrten. Das Scheiden dieser Minister — sie sind durch die Herren Stadt und von Rheinbaben ersetzt worden — ist politisch ohne Bedeutung. Herr Boffe, ein Günstling des Herrn von Voetticher, dem der Dankbare dann den Text des berühmten Reinigungszeugnisses lieferte, fiel durch einen betrübenden Mangel an geistiger Kultur auf. Herr von der Recke war ein ruhiger Bureaukrat, der nach dem Schema seine Arbeit erledigte und sich in die schwere Kunst des Verstellens nicht schicken konnte. Auffallen konnte bei diesem Ministerwechsel höchstens, daß Herr von Rheinbaben, der ungewöhnlich begabt sein soll und als ein möglicher Finanzminister galt, nun wohl nicht ohne Riquels Hilfe auf den schwierigsten Posten gestellt wurde, wo in kurzer Zeit Persfurth, Eulenburg, Köller und Recke verbraucht worden sind. Wirklich wichtig ist im Grunde aber nur die Thatsache, daß zwei Minister entfernt werden mußten, weil sie das stille, verborgene Planen ihrer lieben Kollegen mit unbequemer Rücksichtslosigkeit enthüllt hatten. Das Staatsministerium wollte Beamte für ihre der Pflicht gemäße politische Abstimmung dadurch strafen, daß es ihnen

den Brotkorb höher hing. Nach dem Wortlaut der preussischen Verfassung sind Abgeordnete an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und können für ihre Abstimmung nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Also mußte der Schein gemieden werden, die Strafe sei eine Folge der Abstimmung. Diesen verdammt gescheitern Plan, den nur böse Menschen herzlich dumm nennen können, haben die Herren Boffe und Rede täppisch durchkreuzt. Und heute zweifelt kein im Besitz seiner fünf Sinne gebliebener Bürger daran, daß in der ministeriellen Berliner Korrespondenz eine Unwahrheit stand und daß den Beamten die Möglichkeit zu weiterem Wirken genommen und das Gehalt gekürzt worden ist, weil sie nicht für den Kanal gestimmt haben.

Das ist ihr einziges Verbrechen. Sie haben nicht agitirt, die Regierung nicht angegriffen, in der Opposition keine führende Rolle gespielt. Sie wären fast sämmtlich auch sicher bereit gewesen, bei einer neuen Landtagswahl die Politik der Regierung zu vertreten. Das konnten sie, ohne lächerlich zu werden, getrost thun; sie konnten den Wählern sagen: In diesem einen Punkt, der an keine Lebensfrage des Staates grenzt, sind wir persönlich anderer Ansicht als die Regierung, der wir in allen Grundfragen des Rechtes und der Macht unbedingt folgen; die Regierung hat für ihre Ansicht die und die Gründe, die wir Euch loyal und ohne boshafte Glossen vorführen, — nun wählt zwischen uns und den argentarischen Freihändlern, bei deren Unterstützung selbst dem großen Grafen Caprivi unheimlich zu Muth wurde. Es sollte nicht sein. Das Geschrei liberaler Profitwütheriche, die nicht laut genug nach einer starken Hand, einem eisernen Besen, nach einer Dezimierung der konservativen Beamtenschaft heulen konnten, hat gewirkt. Weil sie fanden, die Trace eines Kanals, dessen Bau mindestens dreihundert Millionen kosten würde, sei dem Landesinteresse nicht günstig, weil sie sich dem sachlichen Widerspruch des wichtigsten Gewerbes und der größten Seestädte angeschlossen, werden Beamte, die der allgemeinen Richtung der preussischen und der deutschen Politik zustimmen, vor allem Volk wie Schulknaben abgestraft. Und damit wird amtlich kund und zu wissen gethan: Beamte, auch solche, die über das Wohl und Weh ganzer Provinzen zu entscheiden haben, sind Commis der Minister, deren Anschauungen sie sich bis ins kleinste, scheinbar unbeträchtlichste Detail aneignen müssen, wenn sie nicht den Verlust ihres Einkommens riskiren wollen; Beamte sind auch als Abgeordnete verpflichtet, nicht nach dem Willen ihrer Wähler, sondern nach der Weisung des ihnen vorgesetzten Ministeriums zu stimmen. Für diese Verfügung, die den preussischen Verwaltungsbeamten zum Tschinownik erniedert, die ihn politisch kastriert und zu einem ministerialen Eunuchen macht

— die alten ministeriales bildeten bekanntlich das Hausgesinde des gebietenden Herrn und leisteten ihm Lakaidienste —, für diese Verfügung trägt der Besitzer des russischen Gutes Werki die Verantwortung, der „vornehme alte Herr, der ein patriotisches Opfer bringt“ und von dem der schlaue Li-Pung-Tschang in Friedrichsruh zu dem über Schlasslosigkeit und politische Sorgen klagenden Bismarck mit listigem Lächeln sagte: „Der Fürst zu Hohenlohe schläft gewiß ruhiger als Sie!“

Sogar bei dem anständigen, von Richter befehligten Theil unserer Liberalen hat der neueste Streich Entrüstung erregt. Aber die Sache stimmt eigentlich eher zur Heiterkeit als zu grimmem Zorn. Das System ist ja nicht neu. Der Versuch, den Ausdruck politischer Ueberzeugung durch wirtschaftliche Schädigung zu strafen, wurde bis jetzt nur gegen die Verleger von Zeitungen oder Zeitschriften gemacht. Die „Zukunft“ und der „Simplizissimus“ wurden — dem Herausgeber der „Zukunft“ war vorher für artiges Verhalten vergebens die Zuwendung „interessanter“ Nachrichten in Aussicht gestellt worden — aus den Bahnhofsbuchhandlungen entfernt. Ja der Besitzerin der Posener Zeitung wurden die amtlichen Annoncen, die Druckaufträge und die Wasserstands Nachrichten entzogen und nahegelegt, entweder die Zeitung zu verkaufen oder den Hauptredakteur auf die Straße zu jagen. Und es ist ein spaßhafter Zufall, daß der selbe Herr, der dieses System in Posen vertreten mußte, jetzt dessen Segnungen am eigenen Leibe zu spüren hat: Herr von Jagow minderte die Einnahme der Posener Zeitung, weil sie politisch nicht willfährig genug war, Herrn von Jagows Gehalt ist um mindestens die Hälfte vermindert worden, weil er als Abgeordneter nicht die erwartete Fügsamkeit zeigte. Schämt die Regierung ihre Beamten wirklich so gering, daß sie glaubt, die kleinen Boykottmittelchen, die gegen Verleger unwirksam blieben, könnten Regierungspräsidenten und Landräthe kirren? Sie wird über das Echo, daß ihr Erlaß gerade im konservativen Lager wecken muß, eines Tages noch staunen. Ihre Unklugheit hat für die „Untergrabung der Autorität“ mehr gethan, als eine ganze Horde von Umsturzmannern es vermöchte. Ein schlecht behüteter Funke kann einen herabhängenden Fensterschleier entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen stehen . . . Die alten Römer waren so kluge Leute; schade, daß die Regierung, unter der Preußen leidet, ihnen nur den Bohnenwahn der Remurien abgeguckt hat, den die politische Weisheit der reisenden Nation als ein ehrwürdiges Rudiment des Kinderglaubens früh mitleidig belächeln lernte.

Velazquez.

(Geboren 1599.)

Der Stern Velazquez scheint sich augenblicklich in seiner größten Erdnähe zu befinden. Velazquez, vor hundert Jahren nur Wenigen bekannt, ist heute für das Abendland der Maler schlechthin, der Maler unserer Probleme, der Alles besitzt, was wir haben möchten. Er ist der Einzige unter den alten Meistern, dem man nicht mit historischen Erwägungen entgegenkommen muß. Er spricht zu den Modernen in ihrer modernen Sprache; und würde man sein Papstportrait aus der Galerie Doria in Rom auf eine unserer Jahresausstellungen bringen, so wäre der erste Eindruck nicht der des „Altmeisterlichen“: es würde nur als Meisterwerk überhaupt wirken.

Als Velazquez anfing, zu malen, hatte er keine poetischen Ideen im Kopf. Die Malerei interessirte ihn nicht als ein besonderes Mittel, Empfindungen mitzutheilen; er war nur Beobachter des Wirklichen, nur Mann des Auges. Er ist es zeitlebens geblieben. Das Ziel der Kunst schien ihm zu sein, den Eindruck der Dinge überzeugend und erschöpfend wiederzugeben. Wer Das konnte, war ein Meister, — einerlei, was sein Bild vorstellte.

Einen Velazquez zu sehen, ist immer eine Ueberraschung, selbst wenn man nicht zum ersten Male kommt. Die nordischen Galerien besitzen einzelne gute Werke, allein es sind wenige und gerade keine Hauptwerke. Man muß Madrid gesehen haben, um eine Vorstellung zu bekommen, wer Velazquez war. Photographien sind ganz unzureichend. Auch die Kunst der braunschwarzen Kohlendrucke versagt hier; und selbst vor den vortrefflichen Aufnahmen des Prado durch die Photographische Gesellschaft in Berlin wird die schmerzliche Sehnsucht nach den Originalen größer sein als die Freude des Wiedererkennens.

Der Eindruck der versammelten Werke des Meisters in der spanischen Nationalgalerie ist eine Reise nach Spanien werth. Man darf sagen: wer diese Sammlung nicht gesehen hat, Der weiß überhaupt nicht, was der Malerei möglich ist. Die großen Namen aller Schulen sind dort vertreten und stehen zur Vergleichung offen: neben Velazquez wird Jeder irgendwie unwahr erscheinen. Die Zeitgenossen sagten Das so: er gebe die Natur, die Anderen nur Malerei.

Auf den Laien wird zunächst die Lebendigkeit seiner Physiognomien wirken, das unmittelbar Ergreifende seiner Portraits. Er hat Alles gemalt: Könige und Bettler, Narren und Helden, Frauen und — nicht zuletzt — Kinder. Jede Existenz scheint völlig erschöpfend und greifbar dargestellt. Man schwört auf die absolute Wahrheit der Farbe, schwört, daß die Haut, das Haar

genau diese Nuance gehabt habe. Unvergesslich ist das flaumige, schimmernde Fleisch jugendlicher Gestalten, das weiche, blonde Seidenhaar kleiner habsburgischer Prinzessinnen und mit nichts zu vergleichen, wie er den Glanz der Luft wiedergibt und den Ton der Stunde trifft.

Ueber diese Qualitäten giebt sich jeder Beschauer bald Rechenschaft. Zurückhaltender im Ersäumen pflegt das Publikum gegen das scheinbar Selbstverständliche zu sein: daß die Figuren so körperlich wirken und der Raum in die Tiefe bis zur Illusion zurückgeht. Die Reiterbilder in offener, heller Landschaft wirken völlig mit der Kraft des Natureindrucks. Wie für Lionardo war es für Velazquez das Urproblem der Malerei, den Dingen ihr Relief zu geben und auf der Fläche den Schein des Dreidimensionalen zu gewinnen. Er hat als Vertreter des Kellerlichtes angefangen, überzeugt, daß nur durch schwarze Schatten der Eindruck des Körperlichen zu gewinnen sei — so sind z. B. die Borrachos, die Trinker, gemalt —, und er endet mit einer Modellierung ohne Dunkelheiten, wo Hell vor Hell steht und doch die vollkommen klare, räumlich-körperliche Wirkung da ist. Das Bild der Uebergabe von Breda („Die Lanzen“) ist das berühmte große Beispiel einer Malerei im vollen, allverbreiteten Tageslicht, das die Schatten aufricht und wo Velazquez — moderne Fragestellungen vorausnehmend — die wirklichen Valeurs der farbigen Erscheinung mit absoluter Genauigkeit festzuhalten versucht hat. Er sieht durchaus farbig, aber die Farbe ist nicht mehr die alte, laute Farbe, die nur trennend und zersüßend wirken kann, sondern eine gedämpfte Farbe, die zum Ton sich einigt. Er hat immer die Lust mitgemalt, in der die Figuren stehen. Und Das giebt seinen Bildern die entscheidende Wahrheit der Wirkung.

Ein anderes modernes Problem ist in den „Meninas“ behandelt, dem großen Portraitbild, wo der Prinzessin Margarethe von zwei Edelfräulein (meninas) ein Schälchen Wasser serviert wird. Hier ist er der Meister des feinen Grau. Ein tiefes Zimmer mit beschränktem Licht. Die subtilen Abstufungen des Tones lassen den Raum mit stereoskopischer Deutlichkeit erscheinen und fast erschreckend lebendig bewegen sich die Personen darin. Die Farbe fehlt auch hier nicht, sie ist nur verhalten; man wartet auf den Sonnenstrahl, der das bunte Leben aufleuchten ließe.

Diesen Effekt hat Velazquez in dem dritten großen Meisterbilde gemalt, den Spinnerinnen. Wir sehen in eine Werkstätte, wo Teppiche gearbeitet werden. Es ist ein heißer Sommertag, die Arbeiterinnen sitzen hinter geschlossenen Läden. Nur hinten, im Ausstellungsraum, kommt Licht herein, ein breiter Strahl, der nun, von der Wand zurückgeworfen, ein unbeschreibliches, vielfältiges Farbengetümmel wachruft. Rembrandt hat in der „Nachtwaache“ etwas Ähnliches gemacht; allein er besaß nicht das gleiche Auge für die Valeurs.

Der Impressionismus darf in Velazquez seinen bedeutendsten Ahnen feiern. Es war bei ihm schon das klar erkannte Ziel, dem er sich konsequent nähert, die Dinge nicht so zu malen, wie sie einzeln und von Nahem gesehen aussehen, sondern, der Gesamterscheinung gerecht zu werden. Er unterdrückt Details, wie die Theilungen des Fußes in Zehen selbst bei Vordergrundfiguren, wenn er glaubt, daß sie dem Beschauer, der den Blick auf das Ganze gerichtet hat, nicht zum Bewußtsein kämen. Er malt das Unmalbare, nämlich die Bewegung; und in der verschieden deutlichen Ausführung, je nachdem ein Ding sich ruhig präsentiert oder nur als flüchtiger Schein vom Auge wahrgenommen wird, besteht wieder ein wesentliches Stück der illusionären Wirkung. Wie er den Eindruck des rollenden Rades interpretiert (bei den Spinnerinnen), fällt uns nicht auf, weil es jetzt Alle so machen; damals aber war es etwas Neues. Doch auch bei viel geringeren Bewegungen schon schwächt er die Deutlichkeit, wofür die Behandlung der verschiedenen Hände auf dem Bilde der „Meninas“ ein lehrreiches Beispiel ist.

Als unnachahmlich gilt seine Pinselführung. Einzelne gesehen, sind seine Striche unverständlich; doch für den Fernblick bekommen sie das wunderbarste Leben. Mit dem geringsten Aufwand von Mitteln erreicht er das Vollkommene. Wie er die Fläche behandelt („wo Alles ist und nichts erscheint“: Windelmann), die Handfläche zum Beispiel bei dem Bildhauerportrait im Prado: Das ist die unmittelbare geniale Transkription der Erscheinung in eine andere Sprache, in die Bildsprache nämlich, die ja auf ganz andere Mittel angewiesen ist, wenn sie die selbe Wirkung wie die Natur erreichen will. Für den Kenner liegt in diesen Betrachtungen der größte Genuß.

Die unverschmolzenen, mit langstieligen Pinseln hingeworfenen Striche sind von vielen Anderen auch probirt worden; allein was Velazquez fast vor Allen voraus hat, die auf impressionistische Fernwirkungen ausgingen, ist die Klarheit des Bildeindrucks. Er entläßt den Beschauer nicht mit dem Eindruck einer vibrierenden Menge hellerer und dunklerer Flecken, wo die Form verloren gegangen ist: er giebt die Hauptsache mit erschöpfender Klarheit und ist räumlich immer sofort deutlich.

Man stellt sich diesen Maler, der zeitlebens nur den Problemen seiner Kunst nachgegangen ist, gern als völlig unabhängigen Menschen vor. Seine Entwicklung ist eine so rasche und seine Resultate sind so ungewöhnliche, daß man sich nicht denken kann, er habe auf bestimmte Besteller Rücksicht nehmen müssen. Das Publikum konnte ja unmöglich Schritt halten. In der That ist er „ein Maler ohne Publikum“ (Justi) gewesen, d. h. er malte nur für eine Person, für den König. Velazquez hat sich früh bemüht, in die Nähe des Thrones zu kommen. Der unbefangenste Neuerer fühlte sich wohl an dem ceremoniellsten Hofe Europas. Jung traf er zusammen mit

einem jungen König, der, ein passionirter Kunstfreund, mit ihm ein Bündniß einging, das ein Leben lang gedauert hat und intimer Art gewesen ist. Als Hofmaler Philipps des Vierten und später sogar als Hofmarschall hat Belazquez seine Kunst ausgebildet. Der König besuchte seinen Künstler fast täglich in der Werkstätte und ist ein verständiger Schüler gewesen. Ohne diesen intimen Verkehr wäre es undenkbar, daß Belazquez der Maler des Hofes hätte bleiben können. Merkwürdiger aber als die Gunst des Königs ist die künstlerische Frische und Triebkraft, die sich der Künstler in dieser Stellung bewahrte. Er ist nie auch nur einen Augenblick stehen geblieben und hat das Erreichte immer nur als Ausgangspunkt für weitere Entwicklungen benutzt. Sein Stil hat sich nie zur Manier verknöchert. Das wunderbar abgklärte und vereinfachte Verfahren der ganz reifen Arbeiten glaubt Justi freilich auch zum Theil aus spanischem Phlegma erklären zu dürfen (kunsthistorische Einleitung zum Vadebuch für Spanien).

Die Hofstellung brachte neben vielen Vortheilen eine große Beschränkung im Stofflichen mit sich. Belazquez mußte so viele Portraits malen — und zwar meistens die selben Personen —, daß er außerhalb Spaniens fast nur als Portraitist bekannt ist. Es läßt sich annehmen, daß dieser Zwang nicht als Beengung von ihm empfunden wurde. Das, was ihn bei der Arbeit interessirte, das rein materische Problem, blieb sich ja überall gleich. Und er hatte die besondere Disposition zum Portraitmaler. Er, eine kühle, beobachtende Natur, konnte der fremden Individualität ein vollkommenerer Spiegel sein, als wenn er von lebhafterem Temperament gewesen wäre. Man kann viele seiner Portraits beisammen sehen: jedes ist anders. Was sonst so leicht bemerkbar wird, ein Zug von Familienähnlichkeit, der alle Köpfe unter einander verbindet, Das fehlt bei ihm völlig. Er beweist hier eine erstaunliche Fähigkeit der Selbstentäußerung. Wenn man einen zweiten Großen mit ihm zusammenstellen wollte, so müßte man auf Holbein zurückgehen. Den größten Gegensatz zu ihm bildet jedenfalls sein Zeitgenosse Van Dyck, dessen dreihundertjähriger Geburtstag ebenfalls in diesem Jahre gefeiert wird.

Wenn bei Gelegenheit des Centennariums Deutschland seinen Besitz an Bildern des Belazquez nachzählt, so ist das Resultat, im Vergleich zu England etwa, nicht glänzend. Die Deutschen können sich damit trösten, daß sie ein Buch besitzen wie Justi's Belazquez: es ist das Beste, was über den Künstler geschrieben worden ist, und wahrscheinlich die vollkommenste Malerbiographie, die überhaupt existirt.

Basel.

Professor Heinrich Wölfflin.



Die soziale Komplikation.

Ne dem, der sich nicht von vorn herein einer feststehenden Geschichtsmetaphysik verschrieben hat, muß die große Bedeutung der inneren Werthungen des Menschen für das Erfassen alles historischen Geschehens auffallen. Die historischen Perioden in ihrer Abgrenzung von einander und die Einordnung der Einzelergebnisse der Detailhistorik ergeben überall Werthungen, die an sich und scheinbar ohne jede Beeinflussung eine primäre Evolution durchgemacht haben. Wer in der Geschichte mehr als bloße Produktionseränderungen sieht und an einen vorwirthschaftlichen Zustand der Menschheit glaubt, wird sich daher fragen, warum alle neuere Geschichtsphilosophen, sowohl die biologischen Soziologen in Frankreich und England als auch die Anhänger des ökonomischen Materialismus und die deutschen Erkenntnistheoretiker, die primäre Evolution der menschlichen Werthungen so wenig berücksichtigt haben. Zwei Momente standen, wenn mich nicht Alles täuscht, einer richtigen methodischen Auffassung entgegen. Erstens hielt man die Werthungen für konstanter, als sie es in Wirklichkeit sind. Man glaubte, daß die grundsätzlichen Werthungen des Menschen, seine Vorstellungen von Glück, Vornehmheit, Gut und Böse u. s. w. sich im Verhältniß zur Technik und zur Entwicklung sonstiger Vorstellungen nur überaus langsam entfaltet hätten, und noch Buxle erklärte in seiner „History of Civilisation“ die Sittlichkeit im Gegensatz zum menschlichen Denken für einen fast konstanten Faktor des allgemeinen Fortschrittes. Zweitens glaubte man nicht, daß diese Werthungen je ihrer Subjektivität entkleidet und einer objektiv geschichtsphilosophischen Betrachtung unterworfen werden könnten. Gerade die jüngste Zeit schien Das zu bestätigen. Niezshes Evolutionstheorie der inneren Werthe trug bei aller Genialität so sehr seine persönlich-individuellen Züge und erschien in so hohem Maße als eine von der berückenden Kunst des sprachbeherrschenden Meisters getragene Umbildung der historischen Wirklichkeit, daß gerade sie die Meinung, als ob alle menschlichen Werthungen der geschichtsphilosophischen Betrachtung entrückt seien, nur verstärken konnte.

Und doch bin ich anderer Ansicht. Zahlreiche Thatsachen nöthigen uns, einen gewissen Zusammenhang der inneren Werthe mit den äußeren Daseinsbedingungen der Menschen anzunehmen. So wird man bei einer rauhen bäuerlichen Bevölkerung schwerlich Geschmack, Feinheit des Intellectes, Reizung zum Vergleichen des eigenen Ichs oder Formreichtum der Sprache antreffen; und von den Deutschen während der Dauer des Dreißigjährigen Krieges war selbst in den höheren Ständen unmöglich ein Seelenleben zu erwarten, dessen Elemente durch ein überwiegendes Interesse an Wissenschaft und Kunst bestimmt werden. Immer wird ein Zusammenhang zwischen den inneren Werthen der Durchschnittsindividuen einer Zeit oder Gegend und der Summe ihrer äußeren Lebensbedingungen vorhanden sein. Gerade die

Durchschnittsmenschen liefern aber den Maßstab für die Werthevolution. Das Genie kann noch so viele Werthe selbstherrlich schaffen: der Charakter der Durchschnittsmenschen ändert sich nur sehr allmählich, denn erstens ist der Einfluß neuer Werthe überaus langsam und zweitens entscheidet für die Werthungen der Menschen hauptsächlich das Gemeinshaftliche. In jeder Gegenwart pflegen die bloßen Nuancenunterschiede der Werthung überschätzt zu werden; blickt man aber auf frühere Perioden zurück, so wird bei allen Verschiedenheiten der Genies und der Durchschnittsmenschen in Bezug auf intellektuelle Bethätigung und Temperament ihre weitgehende Uebereinstimmung innerster Werthungen richtig erkannt. Gemeinsam ist einer Zeitperiode in erster Linie eine gewisse Grundstimmung und Grundwerthung; sonst gäbe es überhaupt kein unterscheidendes Zeitkolorit. Der Intellekt, der Grad des Kunstschaffens und der Gelehrsamkeit bleiben dabei immer noch individuell äußerst verschieden. Daher konnte Nietzsche auch gleich Meister Burckhardt, dem er so viel verdankt, von Werthungen ganzer Völkergruppen und Zeitalter sprechen: von Werthen der Renaissance, von den vornehmen Werthschätzungen der Römer und von den Sklavensinstinkten der Juden. Also: die Durchschnittswerthung einer Periode steht in einem gewissen Zusammenhang mit den äußeren Daseinsbedingungen der Durchschnittsmenschen dieser Periode. Man darf deshalb annehmen, daß die Werthsumme des primitiven Durchschnittsmenschen sich auf der Verlängerungslinie des Momentanen befand und daß der primitive Mensch in irgend einem Zeitpunkt keine andere Werthbestimmung gekannt habe als diejenige, die im Augenblickleben wurzelt. Erinnerung, Ueberdenken und Ueberprüfen hatten keinen Antheil an seinen Genüssen und an seinen Leiden. Sein Dasein war volles Gegenwartleben, von dem er nichts für seine Selbstbefinnung abzog und nichts der Sorge um die Zukunft opferte. Die Befriedigung des Hungers, des Durstes und des Geschlechtstriebes: Das waren seine primären und einzigen Werthe. Dieser Zustand blieb jenseits von Glück und Unglück — es sei denn, daß man auch im rein Animalischen Glück und Unglück unterscheiden will —: ein dumpfes und doch in seiner eigenartigen Fülle starkes Triebleben. Aber alle Werthe, die wir in der eigentlichen Geschichte finden, vermögen uns doch nichts von jenem vorgeschichtlichen Urzustande der Seele wiederzugeben. Für den primitiven Menschen gab es kein: „Es war“ und kein: „Es wird sein“, sondern nur ein: „Es ist“.

In langsamer und allmählicher Entwicklung änderte der Kampf ums Dasein die einfachen Durchschnittswerthe des primitiven Individuums. Ich meine den Kampf ums Dasein in seiner allgemeinsten Form, ohne komplizierte ökonomische oder biologische Hypothesen. Die äußeren Lebensbedingungen änderten sich allmählich — aber nicht ausschließlich — unter dem Druck des technischen Produktionsprozesses; und parallel mit den äußeren Veränderungen vollzog sich die Evolution der inneren Werthe. Ja, es darf angenommen werden, daß die Durchschnittswerthe des Menschen bereits geraume Zeit sich von dem Grundcharakter des Momentanen entfernt hatten, während die äußeren Bedingungen noch im vorwirthschaftlichen Zustande beharrten. Wenigstens wird diese Annahme durch die elementare Wirkung, die der primitiven Phantasie zuzuschreiben ist, nahe gelegt. War der primitive Mensch selbstfüchtig und grenzenlos grausam, ein äußerst beschränkter und roher Egoist, so war er doch nicht ehrgeizig. Erst der Kampf ums Dasein gebat den Ehrgeiz. Der Krieg der einzelnen, oft sehr nah

verwandten Volksstämme unter einander züchtete kriegerische Eigenschaften und machte aus der kriegerischen Tüchtigkeit eine Nothwendigkeit. Dadurch entstanden kriegerische Gelüste auch ohne unmittelbaren Zweck. Die Entwicklung der Phantasie schritt fort, die wirtschaftliche Technik nahm ihren Anfang und der Mensch begann, sich auf sich selbst zu bestunen. Zudem er seine kriegerische Thätigkeit betrachtete, lernte er sie schätzen und fing an, sie zu werthen. Das kriegerische Element wuchs ihm gleichsam seelisch an, er erfreute sich am Besitz guter Waffen, an seiner Geschicklichkeit, sie zu handhaben, und an dem Ruche, der durch diese Handhabung gestählt wurde. Was früher als Nothwendigkeit einem unmittelbaren Zweck gebient hatte, wurde auch ohne alle Nothwendigkeit zum mittelbaren Werth und jener Ehrgeiz wurde entfacht, der später für Unzählige, im Guten und Bösen, zur Triebfeder ihrer Handlungen werden sollte. Damit war bereits eine Werthung erreicht, die dem Augenblicksleben so wenig angehört, daß es vielmehr kaum ein anderes persönliches Wesensmoment giebt, das den Genuß des Augenblickes stärker als sie beeinträchtigt. Allerdings wird dadurch auch ein höheres Genießen gewonnen, ein übermomentanes Glück, das von der Vergangenheit zehrt und sehnsüchtigen Blickes in die Zukunft schaut. Diesem Genießen mit allen seinen Eigenschaften und seinem steten Gebundenhalten der Seele verundgen sich heute nur zwei Typen zu entziehen: der Aftet, der dem Nirwana zusteuert, und der Denker, der dem ewigen Rhythmus von Gedanken und Leben lauscht, um sich im amor de i intellectuales zu verlieren. Wir sind da mit einem Ruck weit von den Durchschnittswerthungen des primitiven Menschen abgewichen. Die Wirklichkeit hat aber in mäßiger Entwicklung diesen Weg gefunden. Jahrhunderte mußten vergehen und Generationen phantastischer Menschen ins Grab sinken, die primitive Nahrungssorge mußte sich zur volkswirtschaftlichen Technik entfalten, bis die ersten mittelbaren Werthe, außer dem Ehrgeiz die Eitelkeit, die Freude am Besitz und andere, entstanden. Man braucht keine moderne Vererbungshypothese um ein solches Werden mittelbarer Werthe organisch zu erklären. Diese Werthe, die sich nicht mehr auf der Verlängerungslinie des Momentanen befanden, wurden durch die eiserne Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein erzeugt, durch die zunehmende Phantasie gefördert und durch die werdende wirtschaftliche Technik fest geschmiedet. So ergibt sich zwanglos etwa folgendes Schema: Der Vorfahr war ein kriegerischer Häuptling; bei seinem ersten Nachkommen war diese kriegerische Eigenschaft besonders ausgeprägt, bei dem Nachkommen in der nächstfolgenden Generation hatte sich die Lust an kriegerischer Auszeichnung bereits zum herrschenden Triebe verdichtet und der jüngste Nachkomme empfindet den kriegerischen Ehrgeiz schon als Selbstwerth. Seht man an die Stelle von vier sich in dieser Art abfolgenden Generationen etwa dreißig bis vierzig, so hat man wahrscheinlich die historische Wirklichkeit. Meine Erklärung bedarf keiner anderen Stütze als des Ueberganges von der primitiven Nahrungssuche zum volkswirtschaftlichen Zustand. Es gab eine Zeit, in der die Resultate der technischen Thätigkeit des Individuums mit seinem Tode für die Gemeinschaft verloren gingen. Das muß irgend einmal sich geändert haben, sonst hätte sich keine Volkswirtschaft entwickelt. Genau so viel Anpassung und Vererbung, wie hier zur Erklärung des Ueberganges zu Hilfe genommen werden muß, gehört dazu, das Werden mittelbarer Werthe zu erklären. Man hat nur anzunehmen, daß der Proceß nach dem aufgestellten Entwicklungsschema sich zu vollziehen begann, als das ausschließlich individuell-tech-

nische Leben der Menschheit bereits ein Ende genommen hatte. Der Urahn mußte einem Stamm angehören, der die rein individuelle Nahrungssuche bereits aufgegeben hatte, sonst wäre die psychische Entwicklung der Werthe nicht so vor sich gegangen und der Ehrgeiz des Urenfels hätte nicht entstehen können. Also die unmittelbaren, momentanen Werthe hörten auf, charakteristisch für die Durchschnittsmenschen einer gewissen Periode zu sein. Nehmen wir irgend einen auf höherer Stufe stehenden Indianerstamm als Beispiel, so finden wir bei ihm schon eine ganze Anzahl von Werthen, die nicht mehr dem im Augenblick sich erschöpfenden Leben des primitiven Individuums angehören: der Sioux-Indianer kennt die Sehnsucht nach kriegerischer Auszeichnung, die Freude an der Organisation und an einer primitiven Stammespolitik. Je weiter sich die Menschheit entwickelt, desto mittelbarer werden die Werthe; und blickt man zurück, so stellt sich die ganze Menschheitsgeschichte, so weit es sich um die Evolution der inneren Werthe handelt, als ein großes Abweichen und Ablösen von der Vorkherrschaft der momentanen Werthe dar. Immer mehr Dinge, die im Mittelbaren wurzeln, werden für den Durchschnitt der Individuen Selbstwerth. Ich fasse diesen gewaltigen historischen Prozeß unter dem Begriff der sozialen Komplikation zusammen und sage: Die Evolution der inneren Werthe hat sich nach dem Gesetz vollzogen, daß die Durchschnittswerthe in ihrer Gesamtheit immer mittelbarer wurden oder — genauer ausgedrückt — daß sie einen immer höheren Grad der sozialen Komplikation erreichten.

Für das Werden der inneren mittelbaren Werthschätzungen des Menschen ist die Zeit Homers höchst charakteristisch, da in ihr der Uebergang von momentanen zu Komplikationswerthen besonders greifbar hervortritt. Die homerischen Gedichte spiegeln mit seltener Treue einen Zustand der Menschheit wieder, der trotz aller ansehnlichen Kultur und einer außerordentlichen Reihe kräftiger Impulse noch viel unmittelbares Leben aufweist. Diese Periode, mit ihrer entwickelten wirtschaftlichen Technik, die längst aufgehört hat, primitiv zu sein, mit den ummauerten Städten, den reichen Geräthschaften und schwer gepanzerten Streitern, zeigt eine ungemein frische Natürlichkeit der Menschen, aber auch Ehrgeiz, Spottsucht und Neid: neben wilden, ungebändigten Trieben selbständige Werthe, die uns Modernen wohlbekannt sind. Zwischen primitiven Menschen mit der reichsten Fülle naiter Jüge stehen die hämische Gestalt des Thersites und der schlaue Odysseus.

Die Menschheit entfernte sich im Laufe der Geschichte auch von diesem relativ komplikationslosen Zustand. Unmittelbare Frische und Natürlichkeit ging immer mehr verloren und die Durchschnittswerthungen zeigten bald eine größere Liste mittelbarer als unmittelbarer Schätzungen. Die Frage entsteht nun: woran können wir den Komplikationsgrad der vom Urzustande entfernteren Menschen messen? Die Frage ist nicht so schwer zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Das allgemeinste Resultat der Evolution der Werthe nennen wir Kultur. Der primitive Mensch hat keine und selbst der homerische Held hatte nur wenig davon. Die Kultur ist bis zu einem gewissen Punkte der Geschichte Endprodukt und zugleich Endziel der Bewegung aller Werthe. Die gesammte Evolution der inneren Schätzungen des Menschen hat keinen anderen Sinn und Zweck als den, Kultur zu erzeugen. So sind die Komplikationswerthe, die über die ersten mittelbaren Schätzungen hinaustragen, durchgängig Kulturwerthe. Die soziale Komplikation mußte nothwendig Kulturwerthe erzeugen. Folglich kann

man den Komplikationsgrad an der Stärke und Intensität der Kulturnotwendigkeit messen. Es giebt eine Periode in der Geschichte, in der die sozialen Komplikationswerthe den notwendigen Kulturgrad nicht im Geringsten überschritten. Ich meine die Renaissance. Hier haben wir eine historische Epoche vor Augen, in der die großen und freien Instinkte erst durchbrachen, nachdem die Kulturarbeit nach innen und außen vollbracht war. Man lese bei Burckhardt nach, wie die äußere Verfeinerung des Lebens, die höhere Form der Geselligkeit, die persönliche Beziehung zu Wissenschaft und Kunst selbst bei Individuen vorhanden waren, deren Grausamkeit, Egoismus und ungebändigter Lebenstrieb jedem primitiven Menschen Ehre gemacht hätten. Was uns in dieser Periode vor Allem interessiert, ist die Bollendung der Persönlichkeit. Das Streben nach Vielseitigkeit brachte Individualitäten hervor, die von den scholastischen Gelehrtengestalten des Mittelalters sehr verschieden waren. Die Gelehrsamkeit wurde im täglichen Leben angewandt; Erweiterung der Kenntnisse bedeutete keine Störung der Produktivität und die Historie lastete noch nicht auf den Entschlüffen. Diese Thatenmenschen erweiterten den Typus der Persönlichkeit zu dem des allseitigen Gewaltmenschen, wie ihn uns Burckhardt anschaulich in der Person des Leon Battista Alberti schildert, eines Mannes, der eben so wunderbar sprach, wie er vortrefflich fuhr und ritt, die Philosophie eben so beherrschte wie die naturwissenschaftliche Bildung seiner Zeit und außerdem noch Musiker und Bildner war: eben so wihig wie kernig, trotz aller Lebensfreude und Tapferkeit ein fast nervös zu nennender Mitlebender an und in allen Dingen der Zeit. Er vertritt charakteristischer selbst als Lionardo, der als genialer Mensch über den Durchschnittswerthen stand, das Wesen der Renaissance. Unmittelbarstes Leben, gleichsam gebündigt von der Kultur, nicht ausgerottet. Die ganze Wiedererweckung des Alterthumes, der Humanismus, war weit entfernt von jeder alexandrinischen Gelehrsamkeit, deren eingetrockneter Wissenschaftsbetrieb ohne Leben und Unmittelbarkeit so abschreckend ist. Wir besitzen ein Selbstbekenntniß der gesammten Renaissance, Nießches Zarathustra vergleichbar, die Selbstbiographie des bedakenten Menschen, der eine freiere Zukunft ersehnt, in der Rede des Pico della Mirandola „Ueber die Würde des Menschen.“) Da heißt es: „Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich Dich gestellt, damit Du um so leichter um Dich schauest und sehest Alles, was darinnen ist. Ich schuf Dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit Du Dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest; Du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen Dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Weiser sind von Anfang an oder bald hernach, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, Du hast Keime eines allartigen Lebens in Dir.“ Eine Periode, die solche Menschen wie Alberti und einen solchen Begriff der Menschheit überhaupt erzeugen konnte, hatte den Zusammenhang mit der Natur noch nicht verloren; ihre Durchschnittswerthe sind mittelbare Bestimmungen, die an die Kulturnotwendigkeit absolut gebunden sind. Was im Durchschnittsleben solcher Menschen nicht unmittelbar war, wird unbedingt durch die Civilisation gefordert. Es giebt kein überflüssiges

*) Burckhardt, „Kultur der Renaissance“, Bd. II, S. 73.

Mehr; die Kultur ist kein Luxus, sondern eiserne Notwendigkeit; und Denken und Empfinden dienen allgemein noch starken Lebensinstinkten. Das neunzehnte Jahrhundert verhält sich dazu schon wie die homerische Zeit zu der Periode der primitiven Menschen. Sein Komplikationsprozeß bedeutet: Einengung, Einschränkung und Begrenzung des Momentanen. Die homerische Epoche offenbart uns die erste Stufe dieses Einengungsprozesses: starke mittelbare Werte neben den unmittelbaren. Die Renaissance bildet die zweite große Etappe: starke unmittelbare Bestimmungen, gedämpft, gemildert und stilisiert durch die Alles beherrschenden kulturnothwendigen Elemente. Das neunzehnte Jahrhundert ist die letzte Phase des Einengungsprozesses. Die mittelbaren Werte treten losgelöst und ungebündelt von der Kulturnothwendigkeit auf. Sie haben den guten, starken Damm der Renaissance überschwemmt und es giebt bereits zahlreiche Werte, die nicht mehr an der Notwendigkeit gemessen werden können. Vier große psychische Entwicklungsstadien des Menschen, die je durch eine Evolution der durchschnittlichen Werte gekennzeichnet sind, treten nach Aliehem hervor. Erstens: der seelische Zustand des primitiven Menschen, in dem alle inneren Schätzungen und Bestimmungen auf der direktesten Verlängerungslinie des Momentanen liegen; zweitens: die Periode der relativen Komplikationslosigkeit, mit ihren starken mittelbaren Werten neben der Schätzung des Momentanen; drittens: die Zeit der absoluten Kulturnothwendigkeit aller mittelbaren Werte, in der die unmittelbaren Schätzungen noch nicht ganz zurückgedrängt sind und die mittelbaren von der Tendenz der Vervollkommnung der Persönlichkeit beherrscht werden; viertens: die Periode der unbedingten sozialen Komplikation, wo die Werte, die in der Verlängerungslinie des Momentanen liegen, vollständig von starken mittelbaren Selbstwerten zurückgedrängt werden, ohne daß eine Kulturnothwendigkeit dazu nöthigt.

Ich komme jetzt von dieser konkreten Darstellung zu meinem abstrakt gefaßten Satze zurück und kann mich nun so ausdrücken: Die gesamte Evolution der Werte wird durch die Entfernung von den Augenblickswerten und durch den zunehmenden Grad der sozialen Komplikation bestimmt. Was folgt nun daraus für die allgemeine soziale Gesetzmäßigkeit? Nicht mehr und nicht weniger, als daß dadurch für die innere Geschichte die kausale Reihe rückwärts, nach dem Anfang der menschlichen Entwicklung hin, ungezwungen geschlossen wird. Es kann kein primitiverer Zustand gedacht werden als der, wo sich alle menschlichen Bestimmungen auf der Verlängerungslinie des Momentanen befanden. Von da an habe ich die ganze psychische Evolution konsequent abgeleitet. Die Frage aber, ob in dieser Kausalreihe doch auch teleologische Momente mitenthalten sind, werde ich später berühren.

Selbstverständlich wäre es irrig, Komplikationswerte etwa nur in solchen Bestimmungen zu sehen, die wir uns als schlechte, unedle und unvornehme zu bezeichnen gewöhnt haben. Der ganze Trieb nach Erkenntniß in allen seinen Abstufungen und Auswüchsen ist nur ein Spezialfall des sozialen Komplikationsprozesses. Der primitive Mensch hatte keinen Entwicklungstrieb. Herbert Spencer weist in den „Principles of Sociology“ mit Recht darauf hin, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ihnen ganz Neues auch nur einen Funken von Interesse zeigen. So schauten die Australier Gegenstände, die ihnen völlig unbekannt waren, ohne eine Spur von Neugier an. Der Erkenntnistrieb entstand durch die Notwendigkeit, die Umwelt zu beherrschen. Einmal vorhanden, begann er, sich zum

Selbstwerth zu entwickeln. Aus dem Trieb zur Erkenntniß heraus entfaltete sich das Wissen als Selbstwerth, — und endlich wurde sogar das bloße Sammeln von Daten, die allenfalls indirekt dem Wissen, der eigentlichen Erkenntniß aber gar nicht dienen, Selbstzweck. Selbstverständlich ist, daß die immer stärker werdenden Komplikationwerthe auch auf die soziale Entwicklung großen Einfluß üben. Ohne die gesammte mittelbare Werthung, die über das Kulturnothwendige weit hinausgeht, wäre das Geld nicht zu seiner Allmacht gelangt.

Nun bleibt aber doch scheinbar der Einwand bestehen, daß der hier angenommene Urzustand des Menschen durch keinerlei Daten nachgewiesen ist. Darauf entgegne ich: Der von mir als Komplikationprozeß bezeichnete Evolutionprozeß der inneren Werthe könnte auch ohne empirische Bestätigung richtig sein; d. h. wir könnten einen solchen Zustand annehmen, selbst wenn wir keine Beweise dafür in der Anthropologie und Ethnologie fänden. Die Geschichte der Wissenschaft ist ja voll von Beispielen einleuchtender Theorien, deren erstes Entwicklungsglied lediglich eine nothwendige Konstruktion ist. Seit Cuvier sind solche Konstruktionen in der Paläontologie gebräuchlich und in der Soziologie geht Morgan von einem Urzustand aus, den er nicht beweisen kann, denn die von ihm angenommenen: erste Familienform, die Blutsverwandtschaftsfamilie, existirt nirgends. Diese Annahme ist der morganischen Theorie aber nie zum Vorwurf gemacht worden; und was man an ihr mit Recht kritisiert, hat mit dem hypothetischen Urzustand nicht das Geringsste gemein. Meine erste Darstellung der sozialen Komplikation (vergl. „Das Problem“, Leipzig 1892) hat keine empirische Grundlage. In der That müßten wir uns einen solchen Ausgangspunkt vorstellen, selbst wenn wir nirgends Spuren von ihm fänden, weil die ganze spätere Geschichte, die Entwicklung der Werthe, zu der Annahme drängt. Sicher gab es einmal Menschen, die den Gebrauch des Feuers nicht kannten, nur haben wir keine Spuren von solchen Menschen. Bücher, dieser vorsichtige Entwicklungshistoriker und methodisch behutsame Nationalökonom, kommt für den empirischen, mit dem Feuer bekannten, also eigentlich nicht mehr primitiven Menschen, der in zahlreichen Exemplaren noch vorhanden ist, ohne Kenntniß meiner Theorie zu dem selben Resultat in Bezug auf die Werthungen. Auf Grund zahlreicher Reiseberichte und Schriften der Ethnologen schildert er die sogenannten „niedereren Jäger“ und die schon etwas höher stehenden Stämme, deren Trachten, Ehegewohnheiten, Götterglauben bisher viel gründlicher als ihre wirtschaftliche, — besser gesagt — vorwirtschaftliche Verfassung durchskübert worden sind. Er schildert den Wilden als ohne jedes Interesse für die Erscheinungen seiner Umgebung. Sein ganzer Lebenszweck ist Essen, Trinken, Schlafen und Schutz gegen die ärgsten Unbilden der Witterung. Sein Geist ist auf die Gegenstände beschränkt, die sich sehen, hören und fühlen lassen. „Das Selbe also,“ sagt Bücher (Die Entstehung der Volkswirtschaft, zweite Auflage, Tübingen 1898), „was das Thier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich und nur an die Gegenwart; was darüber hinausläuft, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen.“

Diese Schilderung des Gegenwartlebens der Wilden drückt fast mit den selben Worten meine Grundanschauung von den Werthen aus, die sich auf

der Verlängerungslinie des Momentanen befinden. Dabei spricht Bücher nicht vom ganz primitiven, vom eigentlichen Urmenschen, sondern von dem Menschen einer relativ viel späteren Periode. Es ist also selbstverständlich, daß der Mensch, der das Feuer noch nicht kannte, noch in viel höherem Grade die von mir angenommenen Ausgangswerte besaß.

Ich komme nun zu meinem Hauptproblem: Ist die Evolution menschlicher Werthe ein objektiver Prozeß? Ich meine, daß die Komplikationstheorie die Durchschnittswerte der Menschen einer Periode — und darauf kommt es mir allein an — als beinahe unabhängig von subjektiven Entwicklungsmomenten aufdeckt. Die Hauptmerkmale sind allen Individuen einer bestimmten Zeit oder Gegend, mit Ausnahme einiger einsam dastehenden Genies — und theilweise sicher auch Diefen — gemeinsam. Prüfen wir die seelischen Zustände in unserer Zeit: in dem Einen ist der Ehrgeiz stärker, in dem Anderen die Eitelkeit und wieder in einem Anderen der faustische Erkenntnistrieb; aber höchst mittelbare, über das Momentane hinausragende und der Kulturnothwendigkeit nicht unterworfenen Werthe besißt fast ein Jeder. Wie gering ist dagegen — Das wird allgemein zugegeben werden — heutzutage die Zahl vollkommen natürlicher oder auch nur im Sinn der Renaissance natürlicher Menschen! Wie Wenige leben sich aus oder kennen wenigstens den Begriff des relativen Glückseins, der die Renaissancemenschen erfüllte! Zwei Grundtypen können wir heute unterscheiden: die Defakenten und die relativ Gefundenen. Die Proletarier sind in ihrer Mehrzahl sicherlich keine Defakenten. Wie steht es um ihr psychisches Leben? Als Individuen besißten sie zwar nicht jenen naiven Idealismus, der sie als Klasse auszeichnet; immerhin sind sie aber idealistischer als alle anderen Bevölkerungsschichten. Sind sie deshalb auch freier, seelisch unmittelbarer, ungebundener? Rein. Man beobachte in Volksversammlungen die organisirte Arbeiterschaft. Was tritt an den Einzelnen am Stärksten hervor? Ehrgeiz und ein noch stärkerer, zum Selbstwerth gewordener Erkenntnisthrang. Es ist unglaublich, was Alles ein deutscher Sozialdemokrat gelesen haben möchte. Seine — unverschuldete — Halbbildung treibt ihm sogar neue, der höheren Bourgeoisie unbekannt mittelbare Werthe zu. Wie der Durchschnittsbourgeois der höchsten Schicht seinen Lebenszweck darin sieht, es den Aristokraten gleichzutun, ist es höchstes Ziel der intelligentesten Arbeiter geworden, die „Gebildeten“ nachzuahmen. Sie möchten sich, um mich eines beliebigen gewordenen Ausdruckes zu bedienen, am Liebsten zu „intellectuals“ ausbilden: nicht zu freien Geistesmenschen, sondern zu „intellectuals“ mit allen ihren Gebrechen, ihrer Wichtigthuerei und ihrem geistigen Hochmuth. Und auch die unorganisirten Arbeiter stehen unter dem Druck solcher mittelbarer Werthe. Sie sind nur ungebildeter und roher.

Ich habe also die innere Entwicklungsgeschichte in vier Perioden zerlegt und jede dieser Perioden lehrt, daß ihre Geschichte von Menschen getragen wurde, deren ungeheure Mehrzahl trotz allen individuellen Unterschieden die selben Werthe besaß. Demnach gehen die subjektiven Aeußerungsformen der Werthbestimmung im Einzelnen als historische Faktoren in objektive Werthe über. Welchen heuristischen Werth hat nun diese ganze Theorie? Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es noch für lange Zeit unmöglich bleiben wird, die Geschichte aus einem Prinzip einheitlich zu erklären. Alle und jede Geschichtsphilosophie ist also vor-

läufig ein Provisorium. Den Zwecken dieses Provisorium dienen die Geschichtszusammenfassung oder historische Formenlehre und die Geschichtserfassung oder Entwicklungstheorie der inneren Werthe. Die Komplikationstheorie kann eine geschäftsmäßige Entwicklungstheorie liefern, wenn man ihr nicht allzu viel aufbürdet. Nicht, als ob man durch sie eine beliebige historische Periode erklären könnte; aber man kann fragen: Inwieweit waren die Menschen damals der sozialen Komplikation unterworfen? Aus der Beantwortung ergeben sich dann von selbst orientirende Winke. Nehmen wir das Jahr 1848 in Deutschland mit seiner — so möchte es scheinen — nur von wirtschaftlichen Momenten getragenen politischen Geschichte als Beispiel. Wie erklärt sich die Ohnmacht des deutschen Bürgerthumes? Nur wer eigensinnig darauf besteht, daß das geistige Leben unmittelbar und unbarmherzig von der jeweiligen Produktionsweise beherrscht werde, kann die Frage umgehen: Von welchen allgemeinen Motiven waren die Vertreter der bürgerlichen Revolution damals geleitet? Selbst der oberflächliche Psychologe wird bald auf ihren Mangel an politischem Realismus stoßen. Gründlich läßt sich aber dieser Mangel nur aus den ganzen Werthungen der Menschen jener Zeit verstehen; und so geräth man ganz von selbst und unumgänglich auf die soziale Komplikation. Ich habe absichtlich eine Periode gewählt, deren Zusammenhänge verborgener sind; in anderen Perioden liegen die Zusammenhänge so offen zu Tage, daß ein bloßer Hinweis genügt. Die Renaissance, die Zeit der klassischen Blüthe Athens im perikleischen Zeitalter drängen förmlich zur Beachtung der Komplikationwerthe. Selbstverständlich — und hiermit beantworte ich die bereits gestreifte Frage — führt meine Auffassung der Evolution der inneren Werthe auch teleologische Elemente mit sich, besonders, je mehr man sich den heutigen Zuständen nähert. Aber diese teleologische Beimischung ist geringer als in jeder anderen Geschichtsauffassung und wird von vorn herein unter den methodisch zulässigen Hypothesen mit in den Kauf genommen. Auch die materialistische Geschichtsauffassung, um nur ein Beispiel zu erwähnen, enthält, wie besonders Stammler treffend nachgewiesen hat, teleologische Elemente.

Schließlich noch Eins: selbst wenn die soziale Komplikation noch so wenig zur Einzelerklärung leistete, würde sie als allgemeines provisorisches Erklärungsprinzip ihren Werth haben können. Sie schlägt eine Brücke zwischen dem inneren Geschehen des Individuums und den großen historischen Prozessen; und auch einer provisorischen, einer hölzernen Brücke wird man sich so lange bedienen müssen, bis eine eiserne, aus rein kausalen Ketten geschmiedete uns über den gewaltigen Strom des historischen Geschehens aller Zeiten fährt.

Wien.

Dr. Paul Weisengrün.



Voltaire und die Komnenen.

Im ersten Juli 1769 kam Graf Joseph Gorani, ein mailänder Abenteurer, der damals in Genf lebte, nach Ferney, um, wie schon früher mehrfach, einige Tage bei Voltaire zuzubringen. Kaum war er angekommen, so führte ihn der Dichter in sein Studierzimmer und fragte ihn nach den näheren Umständen, unter denen er in Vissabon und in Wien, trotzdem ihm beide Städte große Ausichten geboten hatten, sein Glück verfehlt habe. Offenbar wollte er sich nur von dem Grade von Aufrichtigkeit überzeugen, der dem Mailänder eigen war, denn er hatte sich schon vorher durch zwei Landsleute Goranis über seine Schicksale unterrichten lassen.

Gorani erzählte ihm, daß er bei dem Grafen Bombal in hoher Gunst gestanden, jedoch die Erlaubniß von ihm nicht habe erhalten können, ein schönes, talentvolles und hochgebildetes Mädchen zu heirathen, dessen Reichthümer seinem Leben eine andere Wendung gegeben haben würden. Ihr Vater war Jude gewesen und sie selbst als Christin geboren; der Minister meinte aber, daß die Sündenschuld der Juden, Lutheraner oder Calvinisten erst in der vierten Generation erlösche. Bei dem Schreckenregiment, das Bombal ausübte, war es Gorani auch unmöglich, das Vermögen seiner Geliebten außer Landes zu bringen, ja, es war ihm schwer geworden, sich der Freundschaft des allmächtigen Günstlings zu entziehen und Portugal überhaupt zu verlassen. Endlich gelang es ihm doch, zu entkommen; er wandte sich nach Wien und gewann die Gunst der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kauniz; der Fürst gönnte ihm sogar die hohe Ehre, mit Gesandten, Ministern und anderen hohen Würdenträgern beim Diner hinter seinem Stuhle stehend zuzusehen, wie er sich nach eingenommener Mahlzeit Mund und Zähne mit der selben widerlichen Ungenicktheit reinigte, die ihm später Talleyrand nachgemacht hat.

Da Gorani sein diplomatisches Geschick durch eine klug und vorsichtig abgefaßte Denkschrift über portugiesische Verhältnisse bewiesen hatte, so wurde er zum Gesandten bei der Republik Genua ernannt; zum Unglück verzögerte sich seine Abreise; die Kaiserin fragte ihn gelegentlich nach seiner Ansicht über einen Aufsatz, den sein Landsmann Daelli eingereicht hatte. Darin wies Daelli die Bedrückungen nach, die sich die Steuerpächter in der Lombardei auf Befehl des geldgierigen und bestechlichen Kauniz und unter der Konnivenz des Grafen Firmian, Präsidenten des mailänder Staatsrathes, gegen die Bevölkerung der Lombardei zu Schulden kommen ließen. Gorani bestätigte Daellis Angaben, seine Ernennung wurde widerrufen und seine Karriere in Oesterreich war zu Ende.

Fast noch mehr als diese Schicksale Goranis interessirte den Dichter jedoch die Heirath seiner Schwester, von der er nur dunkle Gerüchte vernommen hatte und über die ihm jetzt zum ersten Mal authentische Mittheilungen wurden.

Goranis Vater hatte zu seinem eigenen und seiner Kinder Unglück in Marianna Belcredi eine jener gefährlichen Frauen geheirathet, die die Geistlichen mit ihrer angeblichen Frömmigkeit, ihre Familie mit ihrer Herrschsucht und die

gleichgiltige Außenwelt mit unerlangten Wohlthaten quälen. Sein ehrenhafter, aber unselbständiger Vater war auf Betreiben Mariannas als Verschwenker des Landes verwiesen worden: der Sohn, der einen Theil des Siebenjährigen Krieges erst als Fähnrich, dann als Lieutenant in einem österreichischen Regiment mitgemacht hatte, empfing, als er, von Allem entblößt, nach Mailand schrieb, um Unterstützung zu erbitten, statt des Geldes nur fromme Ermahnungen.

Die Offenheit, mit der Joseph Gorani in Wien die Mißbräuche aufgedeckt hatte, die in der Steuerverwaltung der Lombardei herrschten, zog ihm, als er nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, viele Feindschaften zu, besonders auch die des Marquis Belcredi, eines Bruders seiner Mutter. Da seine Mutter, die nach Monza gezogen war, für nichts als Kirchenbesuch und Messenhören Sinn hatte und ihre jüngste Tochter Maria, ein eben so schönes wie begabtes Mädchen, vollständig vernachlässigte, nahm Joseph sie zu sich, bezog mit ihr ein Landhaus in Lucernate und vollendete in ihrer Gesellschaft sein erstes Werk, eine Art von Fürstenspiegel, das, unter dem Titel „Der wahre Despotismus“, auf historischer Grundlage die Regierungskunst eines weisen Herrschers zu schildern suchte und ihm die volle Anerkennung der literarisch gebildeten Mitwelt eintrug.

Aber die Mutter fürchtete für das Seelenheil Marias und eilte nach Lucernate, um sie fortzuführen. Joseph hatte Wind davon bekommen und flüchtete mit der Schwester nach Alexandria, wo er sie im Hause zweier Tanten unterbrachte; leider langweilte sich Maria bei den guten Damen und ging nach Mailand zurück. Hier hätten sich unfehlbar die Pforten eines Klosters hinter ihr geschlossen, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein Retter in Gestalt eines Bewerbers erstanden wäre, der bereit war, der schönen Maria seine Hand zu reichen. Freilich war er sechsundsiebzig Jahre alt, geizig, hartenherzig, herrschsüchtig, roh und läderlich, ja, er hatte schon zwei Frauen nach unglücklicher Ehe begraben; aber er war, wie Joseph versichert, ein echter Komnene und bezog außer seinen sonstigen — sehr geringen — Einnahmen Jahresgehalt vom Papst, dem Könige von Spanien, der Republik Venedig und der Kaiserin von Oesterreich.

Seit Isaak als Erster seines Hauses im Jahre 1057 den Kaiserthron von Byzanz bestiegen hatte, haben noch fünf andere Komnenen am Bosphorus geherrscht. Ein Zweig dieser Familie gründete das Kaiserthum Trapezunt; und Fallmerayer, der größte Kenner des griechischen Orients, beschreibt die länglichen Ueberreste der großartigen Bauten, mit denen sie ihre Hauptstadt geschmückt hatten. David, der letzte Kaiser von Trapezunt, trat sein Reich an Rahommed ben Zweiten ab und wurde auf seinen Befehl mit Weis und Kindern verrätherisch ermordet. Für den letzten Komnenen erklärt man gewöhnlich den Johannes Andreas Angelus Flavius, der, im Jahre 1718 in das römische Patriziat aufgenommen, von Kaiser Karl dem Sechsten als Großmeister des Konstantinordens anerkannt wurde. Diesen Orden hatte sein Ahn, Kaiser Isaak, im Jahre 1190 gestiftet; und der Großmeister des Ordens genoss das seltene, fast unerhörte Vorrecht, an der päpstlichen Tafel speisen zu dürfen, galt souverainen Fürsten im Range gleich, durfte Adels- und Doktordiplome verleihen und Münzen prägen lassen.

Beständigkeit der Ansichten und feste Ueberzeugungen waren nicht gerade Voltaires starke Seite; man braucht sich daher nicht allzu sehr zu wundern, wenn der selbe Mann, der den Islam in seinem philosophischen Wörterbuche dem

Christenthum gegenüber aufs Wärmste lobt, zu der Zeit, wo der Schwager des Komnenen seinen Lebenspfad kreuzte, ein wüthender Türkenfeind war und fortwährend sein Rächgen, wie er frecher Weise die Frau in der Intimität seines Hauses nannte, die er offiziell als Semiramis des Nordens gefeiert hat, aufforderte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ihre eigene Herrschaft in Konstantinopel aufzurichten. Im Grunde mochte dieser seltsamste aller Menschen, Faun, Wucherer, Witzbold, Gauner und Menschenfreund in einer Person, der Kaiserin mit der Möglichkeit der Eroberung der Türkei wohl nur deshalb schmeicheln, weil sie sich gerade im Kriege mit dem Sultan befand. Sie aber bei guter Laune zu erhalten, war schon deshalb von Interesse für ihn, weil er ihr in Ferney billig hergestellte und eingekaufte Uhren und Schmuckstücken in ganzen Kisten zu übersenden und zu hohen Preisen zu verkaufen pflegte.

Am Sonderbarsten benahm sich Voltaire stets, wenn er den Staatsmann spielte. Er glaubte sich offenbar gerade für diese Thätigkeit besonders geeignet und meinte wahrscheinlich, man sei schon dann ein gewiegter Diplomat, wenn man nur ordentlich läge und intriguire. Da Katharina nur dreißigtausend Mann gegen die Türken im Feld stehen hatte, weil sie den größten Theil ihrer Streitkräfte in Polen brauchte, wollte ihr Voltaire durch eine Diversion zu Hilfe kommen und entwarf mit Gorani folgenden Plan:

Gorani sollte seinen Schwager auffuchen, sich von ihm mit schriftlichen Vollmachten versehen lassen und dann mit seiner Schwester nach Ferney kommen. Mit dem Komnenen selbst war nichts zu machen, da er schon durch seine Beigiebt verhindert war, eine politische Rolle zu spielen. Voltaire wollte dann der Kaiserin auseinandersetzen, Gorani habe als Vertreter einer hohen Familie, deren Andenken in Griechenland und der Türkei noch immer lebendig sei, die Möglichkeit in der Hand, die Griechen zum Abfall von der Türkei auszuwiegeln. Würde der Aufstand, so sollten Gorani und seine Schwester die Früchte des Abenteuers ernten, zu dem der Komnene nur den Namen herzugeben habe.

Ganz Feuer und Flamme für diese Idee, reiste Gorani nach Italien ab. Schon auf der Reise erfuhr er aber, daß Voltaire ihn belogen hatte. Der große Schriftsteller hatte sich den Anschein gegeben, als habe er selbst den Plan erdacht: Gorani erfuhr unterwegs von einem russischen Offizier, der es offen erzählte, daß die Kaiserin dem Dichter den Auftrag erteilt hatte, ihr einen muthigen Abenteurer zu verschaffen, den sie unter dem Namen Vaskaris, Palaeologos oder Komnenos gegen die Türken auszuspielen könnte.

Als er in Lucernate angekommen war, fand Gorani das Nest leer. Die schöne Maria war mit dem Komnenen auf Reisen gegangen und Gorani ließ, unbeständig und flatterhaft, wie er war, das ganze Projekt fallen. So mußten sich denn die armen Griechen noch gedulden, bis der Philhellenismus in unserem Jahrhundert zum Ausbruch kam und ihnen die Aufrichtung eines konstitutionellen Staatswesens von ungeahnter Herrlichkeit nebst dem hohen Genuß ermöglichte, zum Dank dafür dem Europa, das sie befreit hatte, Millionen schuldig zu bleiben.



Die Gesegnete.

Das Weibchen war seltsam anzusehen. Nicht, als ob Gott ihm eine Auszeichnung verliehen hätte, die es stolz und heiter aller Welt zeigen dürfte, — nein, als trüge es eine unsäglich Bürde, einen Sack voll Dürstlichkeit und Lasten, die es beschwerten und zu Boden zogen, deren sie nie froh werden könnte: so trug sie ihr Hütchen, diesen gesegneten Leib, in dem ein zweites Dasein pochte. Auf ihrem Gesicht lag Mißmuth; eine gelbe Gereiztheit, die sich in die Mundwinkel grub und ihren phylisterhaften Zügen etwas Malitioses gab. Ein langes, dunkelgraues Cape, hüßlich wie ein Kapuzinermantel, bedeckte ihres Körpers Kernlichkeit; und, um nicht aufzufallen in diesem Zustand, mit keiner Faser ihres Wesens, hatte sie ihr blondes Haar an den Schläfen noch glatter zurückgestrichen, als sie es sonst trug. Ihr Rock, vorn zu kurz und hinten zu lang, mußte jeden Menschen von Geschmack irritiren. Aber dieses seltsame, zeitweilig so reduzierte Exemplar von Weiblichkeit hing am Arm eines Mannes, der „Weibchen“ zu der düsternen Schicksalsträgerin sagte und, obgleich selbst jung, hübsch und wohlproportionirt, in ihrer Erscheinung keinen Widersinn zu entdecken schien.

Er war höherer Bureaubeamter. Er wußte nur, daß er und „Weibchen“ ein Kind erwarteten, das sie sich schon lange gewünscht hatten, das ihnen die undenkbar langen Stunden, die außer seiner Bureauzeit lagen, verkürzen würde und das den Erben repräsentirte, den Weibchens Eltern, die alten Superintendents, für ihre ersparten fünfzigtausend Mark nöthig hatten. Er wußte — mit einem Wort —, daß er im Begriff war, eine bürgerliche Familie zu begründen, in der, Gott sei Dank, für solide Auskömmlichkeit von vorn herein durch die alte Generation gesorgt war, und Alles schien ihm so vollkommen, daß er Weibchens vorn zu kurzen Rock, wie gesagt, wirklich nicht bemerkte. So wenig wie die gelben Flecken der Gereiztheit und das ganze verächtliche Händbetragen, das an Mauerweiber erinnerte, die, verbissen und gedemüthigt, auf offener Straße den Männern am Bau Ziegelsteine zulangen. Sie gingen die Kaiserpromenade entlang; und da der Frühling Allen im Blut quirkte, fühlte auch der Beamte ein menschliches Nühren: ihm war, als sollte er singen. Aber ein Blick auf seine Frau belehrte ihn eines Besseren.

Rings um sie her war Frühling. Die Kinder tanzten in der Sonne und alle Menschen waren wie erlbt. An den Baumzweigen drängten sich schmeichlerisch grüne, wollüstige Knäpchen, ein altes Weib, das Beilchen verkaufte, verbreitete einen Duft von Glück und Freude den ganzen Weg entlang. Sonntagsreiter galoppirten den Mittelweg entlang, in Equipagen und Droschken sah ein heiter gekleidetes Sonntagspublikum, aufgeräumte Kontoristen ratschten muthwillig mit ihren Stöckchen an den Gartenzäunen hin und die Soldaten, die ihre Mädeln am Arme führten, waren Schwerenöthter und ließen die Säbel rasseln. In diesem Frühlingstrubel ging das gesegnete Weib mit verbriehlichem Gesicht dahin; sie ging wie auf Eiern, so vorsichtig und gespreizt, als müsse jeder feste Tritt ihr unsehbar Verderben bringen. Ab und zu senkte sie auf, und wenn andere Frauen ihr begegneten, die eine Bürde, wie sie, nicht hatten, musterte sie sie schon von Weitem mit feindslichen, mißgünstigen Blicken. Ihre Konversation war einsilbig. Sie beschränkte sich auf gelegentliche Bemerkungen. „Sieh mal, Albert, wie wahnsinnig“, wenn irgend ein Damenhut mit wehenden Federn oder

herausfordernden Bändern auftauchte. Ober: „Die ist doch gemalt“, wenn ein blühendes Gesicht ihnen begegnete. Albert sagte dann jedesmal in beglütigendem Ton: „Gewiß, mein Kind, — verrückt!“ Ober: „Natürlich ist Die gemalt“, — was die gefegnete Frau zu beruhigen schien. Denn sie machte dann jedesmal einen leichteren, freieren Schritt, in dem Bewußtsein, daß sie weder für wahnsinnig noch für gemalt angesehen werden könne. Aber wenn der Blick eines Vorübergehenden sie streifend traf, erröthete sie und murmelte: „Nein, wie peinlich! Jeder sieht Einen an!“

Unter dieser erquicklichen Zwiesprache waren die Beiden in die Waldschaufler eingebogen und hier geriethen sie in einen wilden Korso, der sich den etwas abschüssigen Pfad zum Waldterrain herunterbewegte. Hundert und aberhundert Radsfahrer und Radsfahrerinnen ließen hier ihre blanken Stahlkrossen über die Unebenheiten des trockenen Bodens gleiten, silberhelle Glöckchen klangen, weiße Mähen leuchteten, bunte Schärpen flatterten und schlanke Mädchen, in kurzen Röcken und Hosen, mit schottischen Strümpfen und zierlichem Schuhwerk, zogen im Vorbeisaulen die Blicke der an den Seiten promenirenden Fußgänger ungenirt auf sich. Die Frau am Arm ihres Mannes war stehen geblieben. Ihr Herz klopfte in rascheren Schlägen, ihr Blut war empört; und fassunglos, voll Verachtung und Enttäuschung streifte ihr Blick diese unzähligen kurzgeschürzten Erscheinungen. „Ist es nicht entsetzlich, Albert? Diese Degeneration . . .“ Albert that, als wäre es mehr denn entsetzlich. Er zog seine Frau fester an sich, um sie aus dem verwirrenden Strudel hinwegzuführen, in den er nur verstohlen seine Blicke schweifen ließ. Aber plötzlich fuhren Beide erschreckt zusammen. Im Begriff, den Fahrdamm zu überschreiten, waren sie, ohne es zu sehen, einem der heransausenden Räder vor die Lenkstange gerathen. . . Ein heftiges Klingeln in ihrem Rücken. Das laute „Hollo!“ einer Frauenstimme . . . Zitternd blieben sie stehen, um ein Haar gestreift, beinahe niedergeworfen von dem Speichen des Rades.

Eine schreckliche Empörung flammte in dem Beamten auf. Degeneration, Entartung: ja, sie hatte Recht, seine Frau. Diese schamlosen Frauenzimmer, die sich hier draußen wie die Wilden tummeln und mit ihren unweiblichen Passionen anständige Passanten in Lebensgefahr brachten . . . Dem mußte der gestützte Staatsbürger endlich einmal entgegenzutreten. „Das ist unerhört!“ rief die gefegnete Frau. „Albert, soll man sich Das bieten lassen? Herunter mit der Person vom Rad! Wo ist die Polizei?“ „Herunter mit Ihnen!“ rief der Beamte, leuchtend vor Zorn, während er sich nach seinem Stock bückte, den ihm die vorbeistreifende Lenkstange aus der Hand geschlagen hatte. „Ich verklage Sie! Ich verklage Sie wegen unverantwortlicher Fahrlässigkeit. Um ein Haar hätten Sie meine Frau zu Fall gebracht. Nennen Sie mir Ihren Namen!“ Herausfordernd trat er an das Rad; in der Staubwolke konnte er erst jetzt die Missethäterin genauer mustern. Plötzlich suchte er zusammen. Ueber seine Stirn schoß ein brennendes Roth, vor seinen Augen flimmerte es. „Den . . . Namen“, stieß er tonlos nochmals hervor, „Sie . . . Sie haben uns . . . beinahe . . .“ Sie standen einander nun gegenüber, die Drei: er, die Fremde und die gefegnete Frau. Die Fremde, die auf den brüllenden Anruf abgesprungen war, ein großes, schlankes, dunkles Mädchen, hielt die Lenkstange ihres Rades mit der einen Hand, während die andere kräftig und fest auf dem Sattelknopf lag. Sie blickte dem Wäthenden furchtlos ins Auge.

„Herr Regendank,“ sagte sie, „Sie?“

Nur drei Worte. Aber für den Beamten lag darin eine Welt . . . Sie erkannte ihn also, wie auch er sie wieder erkannt hatte, dieses Mädchen, diese Kontorwamsjeil, mit der er einst so vergnügte Stunden verlebt hatte, — einstmals, als er, ein unbesoldeter Ministerialbeamter, noch im Alexanderplatzviertel sein Garni gehabt hatte. „Herr Regendant“, sagte sie. Damals hatte sie „Georg“ gesagt . . . Großer Gott! . . . Dieses ganze, längst vergessene „Einstmals“ stürzte auf ihn ein. Die Briefe, die er nach der verwirrenden „Mittheilung“ uneröffnet hatte zurückgehen lassen, die ihm in angstvollen, überstrudelnden Worten ein „Ereigniß“ ankündeten: „Nicht hart sein, Georg . . . Mitleid haben . . . Du warst es ja, Du . . . Gott, Gott, siehst Du nicht mein Elend?“ Und wie er von der Wirthin erfahren hatte, daß sie dagewesen war, veräthert und bleich, mit finsternen Drohungen, — und wie sie immer wieder gekommen war. „Lassen Sie das Fräulein nicht herein!“ hatte er zu der Frau gesagt. „Ich fühle mich für ihr Mißgeschick nicht verantwortlich.“ Und feig, zitternd hatte er sich in seinem Innern das Selbe gesagt. Ah, plötzlich aus heiler Haut, aus ein paar sildenen Schüferstunden heraus, zum Urheber gemacht zu werden, zum Vater eines fremden Wesens. Diese berliner Mädel! Wie raffiniert sie sich Das ausklügeln . . . Er aber, er war nicht dumm. Er war doch nicht aus der Provinz!

„Herr Regendant“, wiederholte das Mädchen noch einmal. Langsam, mit feltamer Betonung. Ihr Blick ruhte groß auf ihm und einen Augenblick spannten sich ihre Züge. Die Rajenflügel blähten sich, ein Zucken lief über ihr Gesicht: es war, als flammte in diesem Antlitz, über das plötzlich eine rothe Welle schlug, eine Feuerstrahl der Leidenschaft auf, die den Mann, der vor ihr stand, vernichten müsse . . . Aber es währte nur eine Sekunde lang. Dann wurde das Gesicht wieder glatt. Ihre Augen moßen ihn und dann die Frau an seinem Arm. Ein Lächeln, voll von Hohn und Verachtung, flog über die Beiden hin, die, Arm in Arm, in ihrer hochmüthigen Wohl- anständigheit vor ihr standen, — Beide noch eben bereit, ihr wie bissige Wächter der Sitte entgegenzuklaffen. Plötzlich schwang sie sich wieder auf's Rad. Mit einer bräulenden Bewegung stieß sie den Mann, der ihr im Wege stand, beinahe zu Boden. Aber geschickt riß sie noch im letzten Moment das Rad zur Seite. „Aus dem Wege!“ befahl sie und ihre Hand zuckte nach der Peitsche, die für Hunde und Strolche am Sattel befestigt war. Doch blieb es bei der Bewegung; und ruhig, als sei nichts geschehen, fuhr sie mit kräftiger, rascher Wendung davon. Ihre ebenmäßige Gestalt, ihre schlanken Hüften, ihre kräftigen Beine, die bis über den Ansatz der Waden hinauf sichtbar waren, entschwandten den Blicken der Zurückbleibenden. Frau Regendant stand noch immer wie gelähmt; dann fragte sie mit überschlagender Stimme, während sie den Arm des Mannes mit ihrer Hand umkrampfte: „Albert, wer war diese Person?“ „Eine gleich Dir,“ wollte es ihm entfahren, „die auch ein Kind von mit unter dem Herzen getragen hat, eine Gesegnete so wie Du.“ Aber nur eine Sekunde durchzitterte ihn dieser wahnsinnige Vernichtungdrang . . . Dann zerstoßen die Feuerfunken seines entsehten Gehirns. Sie war ja davon, auf und davon, sie kreuzte seinen Weg nicht mehr! Seine Brust hob sich tief, sein Auge ward ruhig; und belehrend sprach er zu ihr, der wahrhaft Gesegneten, während er doch noch nach Athem rang: „Eine von Denen, die anständige Frauen nichts angehen. Eine Verlorene aus der Zeit, die jeder Mann einmal vergeudet hat . . . Frage nicht weiter!“

Elisbeth Meyer-Förster.

Die Wahlausichten der Sozialdemokratie.

Nach den letzten Wahlen zum Reichstag konnte man häufig hören, die sozialdemokratische Bewegung sei in den Großstädten zum Stillstand gekommen und nehme nur auf dem Lande noch zu. So richtig dieser Schluss an der Hand gewisser Einzelresultate schien, so wenig trifft er für die Gesamtheit oder auch nur für die Mehrzahl der deutschen Großstädte zu.

Von der Fülle der Momente sind hauptsächlich zwei für die Beurtheilung der Frage wichtig: nämlich erstens, daß die 397 Wahlkreise noch immer auf der Volkszählung von 1867 (in Elsaß-Lothringen von 1871) beruhen, woraus sich große Verschiedenheiten in der Bevölkerungszahl auch unter den rein städtischen Wahlkreisen ergeben, und zweitens der Zug der Bevölkerung, ganz besonders aber der ärmeren Klassen, nach den Vororten, der in den Großstädten seit einer Reihe von Jahren hervortritt. Dadurch haben einzelne städtische Wahlkreise, so z. B. Berlin I, in der Bevölkerungszahl zu Gunsten anderer Stadttheile oder der Vororte stetig abgenommen. Die Vorstadtwahlkreise — der Typus eines solchen ist Charlottenburg — spielen also eine wichtige Rolle.

Die nachstehende Tabelle ergiebt die Bewegung der sozialdemokratischen Stimmenzahlen in den rein städtischen Wahlkreisen:

Wahlkreis:	1871	1881	1893	1898	+ oder — 1893/1898
Königsberg i. Pr.	308	248	10968	13522	+ 2554
Danzig-Stadt	—	34	4265	3822	— 443
Berlin I	97	37	4069	3635	— 434
Berlin II	180	3159	26669	26269	— 400
Berlin III	519	2452	12732	11411	— 1321
Berlin IV	1104	13573	46356	45293	— 1063
Berlin V	—	160	9729	10025	+ 296
Berlin VI	—	10629	51569	58778	+ 7209
Stettin	284	910	9586	10145	+ 559
Breslau I	175	5243	12736	12544	— 192
Breslau II	134	4955	13645	14896	+ 1251
Magdeburg	265	5541	16633	20125	+ 3492
Elberfeld-Barmen	5605	7949	19005	24145	+ 5140
Köln-Stadt	—	2474	12093 ^{*)}	9008 ^{*)}	— 3085 ^{*)}
Köln	—	588	3029	2536	— 493
München I	812	1970	8065	7793	— 332
Dresden-Mittl.	1317	9079	15095	17113	+ 2078
Leipzig-Stadt	2477	6482	11784	11739	— 45
Hamburg I	1886	7601	16935	18500	+ 1565
Hamburg II	2893	9497	20681	21791	+ 1110
Strasburg i. E.-Stadt	—	89	6206	8816	+ 2610

*) Dieser Rückgang ist auf eine Aenderung in den Beziehungen der Vorstädte zu Köln, die vor 1893 eingemeindet worden waren und irrthümlich 1893

Von den 21 Wahlkreisen zeigen also 11 einen Gewinn, 10 einen Verlust an sozialdemokratischen Stimmen. Die Entvölkerung der eigentlichen Stadtcentren tritt in Berlin besonders hervor: die vier ersten — zum Theil sehr umfangreichen — Wahlkreise der Reichshauptstadt zeigen einen unerheblichen Rückgang, aber der sechste, der noch aufnahmefähig für die zufließende Bevölkerung ist, deckt den Ausfall beinahe doppelt. Die Summe der in den 21 Wahlkreisen abgegebenen sozialistischen Stimmen war 1893: 331 788, 1898: 351 867, die Zunahme betrug also 20079 oder 6,5 Prozent, während die Bevölkerung der betreffenden Städte in dem fünfjährigen Zeitraum von 1890 bis 1895 um 9,5 Prozent wuchs. Danach wäre die Sozialdemokratie in den Großstädten im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme zurückgegangen; daß Dies aber nur scheinbar der Fall ist, ergibt die folgende Zusammenstellung von städtisch und ländlich zusammengesetzten Wahlkreisen, zum großen Theil „Vorstadtwahlkreisen“, in die sich ein beträchtlicher Theil der städtischen Bevölkerung ergossen hat:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder — 1893/98
Charlottenburg	—	1265	31424	42699	+ 11275
Halle	—	1137	12991	17840	+ 4849
Altona	3875	6971	20448	22589	+ 2141
Hannover	1986	5515	19598	25045	+ 5507
Dortmund	—	890	17170	19864	+ 2694
Düsseldorf	—	305	9367	10712	+ 1345
Krefeld	672	398	3730	5144	+ 1414
Frankfurt a. M.	447	4704	13482	20019	+ 6537
München II	—	2972	21842	23116	+ 1274
Nürnberg	340	9669	18015	22598	+ 4583
Dresden-Neustadt	1132	6231	14420	18094	+ 3674
Leipzig-Band	—	10503	33349	38933	+ 5584
Chemnitz	3959	10256	23296	24772	+ 1476
Stuttgart	491	4131	13340	17954	+ 4614
Braunschweig	2022	5703	15470	14657	— 813
Hamburg III	292	6108	32936	41838	+ 8902

Von den 16 Wahlkreisen ergibt nur ein einziger einen Rückgang, alle anderen ein starkes Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen. Insgesamt wurden abgegeben 1893: 300 818, 1898: 365 842. Das ist ein Mehr von 65 024 oder 21,6 Prozent, während die Bevölkerung von 1890 bis 95 nur um 11,2 Prozent wuchs. Ist in einzelnen Wahlkreisen, wie in Chemnitz, München II und Dortmund, die Zunahme unbedeutend, so ist sie dafür in Hannover, Stuttgart, Hamburg III und Leipzig-Band um so ansehnlicher.

Die Annahme, daß die Sozialdemokratie in den Großstädten zurückmit in dem Stadtkreis wählten, zurückzuführen. Im Landkreis Adu stieg aus dem selben Grund die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen 1893 bis 1898 von 1492 auf 6980.

gegangen sei, stützt sich wohl auch darauf, daß sie allerdings 1898 vier rein städtische Mandate verloren hat; dagegen haben ihr aber die Städte der zweiten Tabelle drei Mandate zugebracht; und der Verlust eines Sitzes kann unmöglich als Symptom eines allgemeinen Rückganges gedeutet werden. Im Gegentheil: zählt man die Ergebnisse der beiden Tabellen zusammen, so erhält man für 1893 eine Stimmenzahl von 632606, für 1898 eine solche von 717709, also eine Zunahme von 85103 oder 13,4 Prozent, während die Zunahme der Bevölkerung nur 10,4 Prozent betrug.

Noch deutlicher sprechen die Wahlergebnisse der den Großstädten benachbarten Wahlkreise, die zum großen Theil Vororte von Großstädten einschließen:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder - 1893/98
Königsberg i. Pr.-Land	—	—	4400	6616	+ 2216
Niederbarnim	—	935	17044	23017	+ 5973
Randow-Weisenhagen	2123	159	10508	10552	+ 44
Hirschelieben-Kalbe	227	298	13630	17090	+ 3460
Kaßen-Land	—	—	2365	1335	- 1030
Hannau (Zentr.-a. R.-Land)	1141	4803	9902	12692	+ 2790
Dresden-Land	748	3789	15650	22335	+ 6685
Strasbourg i. E.-Land	—	—	4028	2507	- 1521
Pinneberg-Elmsborn	1815	1157	13097	15928	+ 2831
Erlangen-Fürth	861	2674	6983	10045	+ 3062

Diese Zahlen zeigen, daß in den „Vorstadtwahlkreisen“ die sozialdemokratischen Stimmen von 1893 bis 1898 eine Steigerung von 97607 auf 122117 erfahren haben, d. h. von 24510 oder 27,2 Prozent. Hiergegen ist der Bevölkerungszuwachs um mehr denn 12 Prozent zurückgeblieben.

In den Großstädten hat demnach die Sozialdemokratie keine Einbußen erlitten und auch die Ergebnisse der überwiegend großstädtischen Wahlkreise sind günstig für sie ausgefallen. Nach der Volkszählung von 1895 hatten, außer den bisher genannten, 59 Wahlkreise überwiegend städtische Bevölkerung. In diesen wurden abgegeben 1893: 379610, 1898 jedoch 453742 sozialdemokratische Stimmen. Das bedeutet eine Zunahme von 74132 oder 19,5 Prozent; die Bevölkerung dieser Kreise wuchs aber im selben Zeitraum nur um 9,2 Prozent. Zwar ging die Sozialdemokratie in zehn von diesen Wahlkreisen — meist rheinischen, die vom Centrum beherrscht werden — zurück, um so erheblicher waren aber ihre sonstigen Gewinne, besonders in den Fabrikstädten. Bei der Verwandlung Deutschlands aus einem Ackerbau- in einen Industriestaat, die sich langsam, aber sicher vollzieht, und dem Wachsthum der städtischen Bevölkerung ist demnach mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß auch in diesen 59 Kreisen die Sozialdemokratie noch weiter an Terrain gewinnen wird.

Wie verhält sich schließlich das bei den letzten Reichstagswahlen zu Tage getretene Anschwellen der sozialistischen Stimmen auf dem Lande zur Bevölkerungszunahme? In den überwiegend ländlichen Wahlkreisen Deutschlands wurden

1893 nur 344000, 1898 aber 462000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben. Das bedeutet also ein Plus von 118000 oder 34,3 Prozent. Der Löwenantheil hieran entfällt auf die Landstädte; aber auch in Gegenden, die fast ausschließlich Ackerbau treiben, war ein erhebliches Steigen sichtbar. Und wenn also in den großen und mittleren Städten die Sozialdemokratie in den letzten Jahren zwar keine reißenden, aber doch immerhin starke Fortschritte gemacht hat, so ist der Umstand, daß die Zahl ihrer Anhänger auch auf dem platten Land so erheblich gewachsen ist, von doppeltem Gewicht.

Leipzig.

Paul Schwabe.



Skizzenbuch eines Flaneurs.

In einem Zimmer wurde Offenbach gespielt und durch das geöffnete Fenster strömte eine Fluth von klingenden, singenden Perlen auf die Straße, die verwundert aufzuhorchen schien. Wer Das spielte, mußte Einer sein, der sich seinen eigenen Geschmac bewahrt hatte, um durch den Wust banaler Gassenhauer, markerschütternder Märsche und gequält lustiger Epigonenereinsfälle zu dem übermüthigen Götterlieblich, dem Meister unersehöplicher Melodienfälle, zurückzukehren: zu Jacques Offenbach, dem lachenden Unsterblichen, dessen Boccianerkopf mit dem goldenen Zwicker äußerlich so gar nichts von dem Genius der ewigen Jugend und Götlichkeit verräth. Und aus dem geöffneten Fenster strömte unverfälscht die Fluth der klingenden, singenden Perlen und das silberne Lachen des Regenermeisters der Bouffes-Parisiens, Heinrich Heines vaterlandlosen Kollegen in Apoll.

Neulich hörte ich im Vorübergehen, wie Zwei von den neuesten Prophezeiungen über den Weltuntergang redeten. Ich hätte ihnen zum Trost gern gesagt, daß ich nichts davon halte. Ich glaube nicht an den baldigen Weltuntergang. Ich erinnere mich ganz gut, es war vor achthundertachtundneunzig Jahren, da wurde das selbe schreckhafte Märchen den Menschenkindern erzählt; und damals stand doch wie zur Beglaubigung ein verhängnißvoll leuchtendes Zeichen am Himmel. Als man nämlich das Jahr Tausend nach Christi Geburt schrieb, kamen Schrecken und Furcht über alle Menschen, „denn mit einem Male erschien ein großer Komet am Himmel“. So las ich als kleiner Knabe in einer Deutschen Geschichte für Kinder, die mir sammt ihren Bildern in gutem Gedächtniß geblieben ist. Damals hatte ich den Kopf voll von Rittern, Schwertern und Armbrüsten. Ich zog mit „dem berühmten und großen Kaiser Carolus Magnus“ gegen die wilden Sachsen und ich machte alle Kreuzzüge mit. Ich war mit der

Deputation, die Heinrich dem Vogler die Krone übertrugte, als er gerade an seinen Rehen beim Finkenfang war. Wie liebenswürdig hat er uns empfangen! Dieses Geschichtsbuch, „allen braven deutschen Kindern“ gewidmet, war die Quelle meiner knabenhaften Begeisterung. Was ich darin las, übersezte ich sofort in die Wirklichkeit. Wenn ich mit meinen Kameraden Krieg spielte und auf Borposten stand, mußte ich an das grauenhafte schöne Bild „Bewaffnete von der Burg nach dem Feinde spähend“ denken. Ich erwartete jeden Augenblick, daß aus dem Gebüsch ein stahlischwarzer Ritter treten würde, und um mir Muth zu machen, brach ich in ein wildes Kriegsgeschrei aus. Ich wurde in Folge der Deutschen Geschichte, die doch allen braven Kindern gewidmet war, ein sehr schlimmer Junge, — einer der schlimmsten Buben des Mittelalters. Denn ich lebte nur im Mittelalter; bloß zu den Mahlzeiten fand ich mich in die Neuzeit hinein.

So war ich denn auch dabei, als sich im Jahre Tausend alle Leute vor dem Weltuntergang fürchteten. Ich war damals der einzige Muthige und lachte das dumme Volk aus. Allerdings, wenn ich auf dem Hübe den Kometen ansah, der die nächtliche Landschaft mit der Ritterburg und dem Teich so grell beleuchtete, mußte ich gestehen, daß man dabei das Gruseln lernen konnte. Aber wenn ich umblätterte, war ich doch wieder muthig.

Und so kann ich heute vom Weltuntergang reden als Einer, der schon einmal dabei war, und ich wiederhole in diesem stolzen Bewußtsein meine Versicherung: Es ist nichts mit dem Weltuntergang!

Die alte Zeit lebt auch noch in unserer Stadt. Es geht ihr zwar herzlich schlecht, ja, man könnte sagen, daß sie schon im Todeskampf liegt. Unbarmherzig rückt man ihr mit Demolierungen und Regulierungen auf den Leib. Aber ganz tot sind sie, die alte Zeit und das alte Wien, noch nicht. Während ist die Zähigkeit, mit der das Alte für jeden Bolles Breite seines angestammten Bodens kämpft. Durchstretten und fortwarfeln möchte es sich noch der echt österreichischen Devise des Ministers, der, als er diese Worte fand, tiefer in unser Herz geschaut haben muß, als es sonst wohl Ministern gelingt. So giebt es ganz nah bei der modernen Verkehrsader unserer inneren Stadt, da, wo man im fluthenden Gedränge einander auf die Fortschrittsbeine tritt, noch ein unglaubliches Winkelwerk von alten Häusern und wehmüthig gekrümmten Gassen, in deren Enge sich beständig ein Duft von Kolonialwaaren erhält, während das Auge, sobald es sich an das ewige Halbdunkel gewöhnt hat, über den niedrigen Hauseingängen hier und da alte Sinnbilder und kurios verwitterte Inschriften entdeckt. In einem dieser Häuser wohnt ein alter Advokat. Durch einen pfeifschwarzen Hof tappte ich an einem Winterabend nach der ängstlich gewundenen Treppe. In ganz kleinen Zimmerchen hausten der alte Advokat und sein Schreiber. Die Gesetzesausgaben in den dunklen Regalen schienen die ältesten zu sein; die Uhr war alt, die Lampe, der Schreiber. Und der Advokat selbst sah nicht im Mindesten aus wie die jetzigen Advokaten. Alles schien hier wie aus einer vergangenen Zeit stehen geblieben zu sein. Nur als er daran ging, die Kosten aufzustellen, verzüngte er sich plötzlich. Seine Expensennote berechnete der alte Advokat so schmeidig wie nur irgend ein junger.

Durch unsere Straßen flattern wie anmuthige Schmetterlinge die kleinen Putzmakerinnen, Mamsellen und die anderen kleinen Personen verwandter Branchen, — „klein“ gilt hier als Rosewort und als Ausdruck der Beliebtheit, deren sich die oft sehr schlank gewachsenen Mädchen im vollsten Maß erfreuen. Und auch Schmetterlinge sind sie eigentlich nicht, da sie Fleiß und Leichtsinns auf graziose Art vereinigen: jedenfalls sehr beschäftigte Schmetterlinge. Das Kleid ist einfach, wenn auch geschmackvoll, aber ein artiger Hut, hübsches Schuhwerk, ein feiner Schirm deuten auf Sinn für Eleganz und verrathen dem Kenner diskrete Hilfsquellen, die der jungen Dame, obgleich sie so ganz nur von ihrem Geschäftsgang eingenommen zu sein scheint, neben der eintönigen Arbeit fließen. Vielleicht lugt auch ein seidener Unterrock gerade weit genug hervor, um zu flüstern, seine Trägerin sei nicht ganz unvertraut mit den Genüssen der vielbeneideten Lebwelt, sie habe auch schon in cabinets particuliers Champagner genippt, die Opernredoute besucht, manchmal in einerloge gefessen und es sei nicht ausgeschlossen, daß sie im Sommer einen vierzehntägigen Urlaub an einem verschwiegenen Alpensee verbringen wird.

Das sind die schönen, bunt gefärbten Schmetterlinge. Daneben giebt es aber einfarbige, die nur Motten geworden sind und denen die Natur den eiteln Flügelstaub verjagt hat.

Interessant sind auch die Rauhen und Varden solcher Schmetterlinge. Das sind die ganz jungen Geschöpfe, die im Geschäft noch nichts gelten, die großen Schachteln selber schleppen müssen, deren Kleider einfach und gar nicht geschmackvoll sind, mit abgetragenen Hüten, halbzerbrochenen Schirmen und traurig veretretenen Schuhen. Sie könnten sich, wie Odysseus, den „Niemand“ nennen. Aber die Ungelenkigkeit ihrer Gestalten ist doch nur jugendliche Herbheit und ihre frischen Gesichtchen enthalten das Versprechen, daß auch sie in zwei, drei Jahren als halbseidene Schmetterlinge austreten werden. Mit den Schuhen, Schirmen, Hütchen und Röckchen werden sich auch ihre Ansichten über die Liebe gewaltig verändern, Ansichten, die ich, als heute Zwei an mir vorbeitrotteten, in folgendem Bruchstück erhaschte: „Ja, wenn er fesch wär', dann hätt' ich ihn auch gern, wie die Elfe den Thyrigen.“ „Das sag' ich auch; Hauptsache ist, daß man Einen gern hat, das Andere ist Nebensache.“ Sie flötete Das mit der Füstelstimme ihrer fünfzehnjährigen Ueberzeugung. Aber ich dachte an das Couplet: „Das wird sich nicht halten, nicht halten!“ Eine reichere Erfahrung wird die Erkenntniß zeitigen, daß die Nebensache eigentlich die Hauptsache ist, denn sie bedeutet: hübsche Toiletten, Theater, Champagner und so weiter. . . Ja, die Rauhen und Schmetterlinge sind ein Theil der Naturgeschichte der Großstadt.

Alle Gewerbe hatten im Mittelalter ihre eigene Gasse, nur nicht die Zeitungen; denn die gab es noch nicht. Dafür holen sie in unserer Stadt heute ihr Mittelalter nach und haufen in einer engen Straße beisammen, als ob eitel Friede unter ihnen wäre. Aber ihre Schilder raufen sich und die elektrischen Bogenlampen suchen einander zu überstrahlen. Die Leute jedoch, die sich den Tag über durch die Gasse der Zeitungen drängen, läßt dieser Wettkampf kalt. Stellen Suchende sind es, gecheiterte Existenzen oder dem Scheitern nahe, die hier im Meer der Großstadt den rettenden Leuchtturm suchen. Sie drängen sich vor

den ausgehängten Annoncentafeln und die Parteirichtung, die sich bekämpfenden Tendenzen sind ihnen wahrlich gleichgiltig. Eine Frau, die vor einiger Zeit jung und hübsch gewesen sein mag — vielleicht trug sie damals schon das selbe schwarze Kleid wie heute —, liest die kleinen Anzeigen unter „Dienst und Arbeit“. Vielleicht würde ihr einfallen, daß sie einmal auf der selben Seite eine Annonce las, die mit „Jene hübsche Blondine“ anfing und eigens für sie eingerückt war. Aber die Noth hat wenigstens das Gute, daß sie überflüssige Gedanken nicht aufkommen läßt, und in den abgehürnten Zügen ihres blassen Gesichtes steht ebenfalls deutlich zu lesen: „Dienst und Arbeit.“

Aristoteles hat den Menschen ein politisches Thier genannt, ohne dabei einen bestimmten Abgeordneten im Auge zu haben. In Wien haben selbst die Tauben entschiedene politische Neigungen. Nirgends rasten und nisten sie so gern wie in den monumentalen Verzierungen öffentlicher Gebäude. Auf dem Reichsrathsgebäude, auf sämmtlichen Ministerien, wo sie einander beständig die wichtigsten Amtsgeschheimnisse zugirren, auf dem Gebäude, wo sie über unseren Staatsschulden brüten, auf der Universität — und zwar merkwürdiger Weise nur auf der Seite der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät —: überall sind sie von den Hausmeistern höherer Potenz, von denen diese Gebäude betretet werden, ungern gesehene Gäste. Diese Gewohnheit des Jedervolkes stammt nicht erst von heute. Schon Kaiser Franz fütterte regelmäßig die Tauben, die die Hofburg bevölkerten, und eine schalkhafte Anekdote erzählt, wie er sie gegen den wiener Magistrat schüßte. Vielleicht haben die Tauben aus dankbarer Erinnerung an den guten Kaiser ihre Vorliebe für Staatsgebäude gefaßt und vererbt. Jedenfalls muß es diese politischen Vögel aber tief schmerzen, wenn man ihnen hier und da durch Anbringung von Drahtgittern zu verstehen giebt, daß man sie unsauberer Untriebe für fähig hält. Sollte aber am Ende auch bei den Tauben die Beschäftigung mit der Politik den Charakter verdorben haben?

No urbs ruinis deformetur. — auf daß die Stadt nicht durch Ruinen entstellt werde! Die Römer haben es Einem herzlich schwer gemacht, auf den beliebten Eingang: „Schon die alten Römer . . .“ zu verzichten. So sehr ist es wahr, daß die schlaueste Weisheit, der kundigste Blick für alle Anforderungen des Lebens ihre Weisheit durchdringt, deren Sprache ein unerreichtes Muster von Größe und Kraft ist. Und was dieses Volk von Lebenskennern und Lebenskünstlern als richtig anerkannt hatte, Das erhob es zum Gesetz. Nicht Gesetz um der Gesetze willen —: immer ist das Gesetz wegen eines höheren, oft sehr entlegenen Zweckes da. Heute wäre es unserem Gemeinwesen zuträglich, eine Novelle mit strengen Bestimmungen zu erlassen: Auf daß die Stadt nicht durch Neubauten entstellt werde!

Der wiener Volksprater ist traulich und traurig zugleich. Er ist traulich durch die Erinnerungen, die hier für uns wurzeln — thörichte Erinnerungen an thöricht glückliche Zeiten —, traurig durch all das Unvollkommene, das uns auf Schritt und Tritt begegnet. An diesen Schaustellungen, die wir nicht näher kennzeichnen wollen, finden Leute ihre volle Befriedigung. Und selbst die geschmack-

loje Beleuchtung, in der elektrische Bogenlichter, Gaslaternen und Wachskerzen abends sich mit einander messen, thut ihnen nicht weh. Vor einem Museum unangenehmer Dinge bröhnt eine fürchterliche Musik, halb Veierkasten, halb Orgel, — eine unvollkommene Orgel, eine Orgel, die cancanisirt. Unvollkommene Menschen ringsum, verkümmerte Existenzen. Vor dieser Bude preist ein Ausrufer „Astarte, die Königin der Luft“. In seiner Stimme zittert es tragisch, als hätte er einmal den König Lear spielen wollen. Und auch die Natur ringsum ist unvollkommen. Schöne Baumgruppen, aber die Tramwangleise machen einen Strich durch die Stimmung; grüne Wiesen mit guter Aussicht auf grelle Plakate.

Nie ist dem Menschen wohlter, als wenn er nicht weiß, warum ihm wohl ist. Das ganze Glück der Jugend beruht auf diesem Zustande, der später nur gelegentlich und zufällig mit seinem „unvernünftigen Sonnenglanz“ wiederkehrt. Dafür genießt man ihn dann wie der Wästenwanderer den Palmenschatten und das Quellengemurmel der Oase. Man ist dann im Stande, sich über Sachen von der entsehllichsten Dagewesenheit zu freuen, und läßt Schopenhauer einen guten Mann oder einen traurigen Asketen sein. Wir kommen an diesem offenen Fenster tausend liebe Dinge in den Sinn; und wäre ich nicht gar so klug, ich machte am Ende gar ein Gedicht. Warum gräße ich die Schwalbe, deren Gewitzschter hoch über meinem Hof einen Moment sich vernehmen läßt? So hat sie schon dem Verfasser des griechischen Schwalbenliedes vor vielen tausend Jahren gewitzschert. Warum empört mich nicht das Klavierpiel meiner Nachbarin, die sentimentale Melodien stümpert? So hat sie von je her gestümpert. Warum plätschert der Röhrenbrunnen unten heute so beruhigend, so still und bewegt, als käme er aus einer Quelle, die Eichendorff besungen hat, und nicht aus der städtischen Hochquellenleitung? Er giebt Ruhe auf meine Seele, die träumen möchte, — aber sie weiß nicht, wovon. Vielleicht ist es Das, was mir diesen Augenblick so süß macht: die Gewißheit, daß ich nichts will?

Man mag in Wien geboren und noch so fest mit der Stadt verwachsen sein: eine Vollmondnacht wecht stets von Neuem einen überraschenden Schleier um sie. Wie ein leichter Traum liegt sie vor mir. Das süße Mondlicht klettert auf die Dächer und Thürme; die Sterne blinzeln vertraut, als wären sie Mitwisser beseligender Geheimnisse. Ich gehe durch die leeren Straßen so leicht, leichter als am Tage. Die Zeit steht still und die Schlange des Grammes liegt gekrümmt in ein Nichts. Rolle Dich nie mehr auf, schändeds Gezücht! Ist Das die selbe Stadt noch? Die Gebäude erheben edlere Umrisse in das blinkende Strahlenmeer, wie ein Eisenreich winkt ein weißes Wolkengebäude hinter den lautlosen, harmonischen Zweigen des Parkes. Der begegnende Wächter der Nacht und der Gewölbe ist eine vertraute Gestalt; behagliche Rauchringe bläst er empor und beweist, wie anspruchlos das Blümlein Glück ist. Auch ich bin heute glücklich und ich möchte ihn grüßen, wie wenig es sich auch schickt. In der Ferne dämmern in sanfter Schwellung die Berge, die an die Busenlinien der wiener Frauen erinnern sollen. . . . Ich biege um die Ecke meiner Straße. Selbst die Rasene ist von dem gütigen Mondlicht mit Schönheit begnadet und reckt sich wie eine von Zinnen gekrönte Burg der Sage.

Wien.

Emil Reherst.



Selbstanzeigen.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. E. Viewegs Verlag, Dresden und Leipzig.

Ein stark optimistischer Hauch weht über die ganze schreibende Menschheit — besonders in der schönen Literatur — hin: sie dünkt sich groß und frei, kräftig vorwärts schreitend, „übermenschlich“. Aus dem deutschen Dichtermale klingt ein Liebeschorus, durchfluthet von Sonnenglück, durchjauchzt von Sinnengluth, von stolzem Selbstbewußtsein getragen. . . So sagt man und es hört sich ja ganz hübsch an. . . Wenn ich aber dem Leben an der Neige des Jahrhunderts lausche, höre ich andere Töne und sehe gebeugte Rücken, geballte Fäuste, gierige Augen bleicher, darbenender Gestalten, Frauen, die ungestüm nach Liebe schreien, vor der Zeit gealterte Jünglinge und Greise, die nach Leben fiebern: viel wildes, ungestümes Geschrei!

Da habe ich denn der Nachtseite des Lebens das Wort gegeben: sie klagt, sie philosophirt, sie ironisirt, sie verzweifelt, „sie sieht dem Weltgeist ins harte Gesicht“ und fleht um Barmherzigkeit. Und doch weiß sie, daß dem Weltgeist das Wehgeschrei der Kreatur eben so wohlgefällig ist wie ihr Jauchzen. Der Weltgeist liebt eben die brutale, farbensprühende Verschiedenheit der Welt, die er sich zu seinem eigenen Plaisir geschaffen hat. Während die kleine Menschenmoral sich müht, auszugleichen und den Schaden zu bessern, will die Göttermoral das Gegentheil. In unbeschränkter Schöpferlaune fährt sie fort, an ihrem Riesenwerk zu schaffen: die farbenschimmernden, prächtigen Blumen und Vögel und das widrige Reptil, Helden, Sieger, Welteroberer und die Kleinen, die Dummen, die ungekannt und unbemerkt sterben, — sie Alle gelten ihr gleich. Den Kranken, den Hungrigen, den Unbefriedigten, dem Schuldbeladenen, den Verwelkten, den Vereinsamten, den Schwachbedeckten und Lebensmüden ist mein schmerzlicher Sang geweiht.

Amsterdam.

Edgar von Müller.



Vater Milon und andere Erzählungen aus dem literarischen Nachlaß von Guy de Maupassant. Autorisirte Uebersetzung von Friedrich von Duppel-Bronikowski. Verlag von Emil Goldschmidt, Berlin 1899.

Als der Tod dem schaffensreichen Leben Maupassants ein jähes Ende bereitete, blieb ein reicher, zum Theil schon zur Veröffentlichung vorbereiteter Nachlaß zurück. Der erste, von Maupassant noch selbst geordnete Band daraus erscheint jetzt unter dem Titel „Le Père Milon“; gleichzeitig erscheint die einzige autorisirte Uebersetzung. „Dieser erste Band des Nachlasses“ — sagt die französische Vorrede etwas summarisch — „enthält eine Reihe von Geschichten, deren Grundidee Maupassant in einigen seiner Bücher später wieder aufgenommen und weiter ausgestaltet hat. Sie lassen uns also, ganz abgesehen von dem Interesse, das sie an sich zu beanspruchen haben, die Entwicklung des maupassantischen Denkens und Schaffens bis in seine Anfänge zurückverfolgen.“ Der posthume Novellenband zeigt alle Vorzüge Maupassants; jedes seiner achtzehn Genrebildchen ist mit unnachahmlicher Klarheit und Knappheit entworfen und enthält in meisterhafter Beschränkung eine ganze, reiche Welt. Die darin gegebenen Natur Schilderungen sind impressionistische Kabinetstückchen, die den berühmten Reisebildern aus Afrika nicht nachstehen. Im Brennpunkt des

Interesses steht überall das Weib, das treue und ungetreue, das liebende und ungeliebte, das lieblose und liebebedürftige, das alternde und jugendfrische. In der Form der Uebersetzung habe ich nicht die Pfade der „freien“ Verdeutschung eingeschlagen, mich vielmehr nach Möglichkeit an das Original gehalten und nur an Stellen, wo allzu naive Eindeutigkeiten dem deutschen Geschmack und der deutschen Sprache widerstreben, eine Milderung des Ausdrucks eintreten lassen. Der nächste Band erscheint voraussichtlich im Monat September, natürlich wiederum in beiden Sprachen.

Friedrich von Lappeln-Bronikowski.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Verlag von O. Wigand, Leipzig 1899.

Ein patriiisch für meine „Hundert Jahre Zeitgeist“ eingenommener Freund äußerte mir gegenüber einmal, an diesem Buch sei Alles gut, nur der Titel nicht. Da man meistens das Lob eben so selbstverständlich wie den Tadel schwerverständlich findet, empfand auch ich die Einschränkung des Lobes mehr als das Lob selbst, zumal ich mir stets auf die Wahl der Titel meiner Schriften — keine kleine Schwierigkeit bekanntlich! — Etwas einbilden zu dürfen geglaubt hatte. Und nun sollte ich es plötzlich bei einer meiner Hauptschriften verfehlt haben. Ja, sagte mein Freund, man dürfe doch nicht in den Krankheiten der Zeit allein die Signatur des Zeitgeistes finden. Das wäre ungefähr so, als ob man bei der Schilderung eines Landstriches nur von den Sümpfen und anderen üblen Bodenverhältnissen reden wollte, die unter Umständen es bedenklich machen könnten, sich dort anzusiedeln. Ich hätte gern etwas Passendes erwidert. Unglücklicher Weise fiel mir nichts ein, auch nachträglich nicht, denn, daß ich nur eingesteh: der Titel besteht in der That nicht ganz zu Recht. Er besticht durch eine gewisse Kürze, aber der Hinweis auf den Inhalt ist undeutlich. Was ich geben wollte und nach besten Kräften gegeben habe, war einzig darauf gerichtet, das Verständnis der Gegenwart dadurch zu erschließen, daß ich sie aus der Vergangenheit erschauen ließ. Die „herrschend gewordene, tonangebende Gesamtmeinung des Meinens, Urtheilens, Empfindens, des Geschmacks und, von ihnen beeinflusst, des Strebens und Wollens“ zu untersuchen und abzuleiten, war mir Hauptaufgabe, wie ich Das im Vorwort — allerdings nicht im Titel — nachdrücklich hervorgehoben habe. Die Vergangenheit war mir nur die Unterlage und gelangte eben deshalb nicht zu einer ausführlichen, selbständigen Würdigung. Die Thatsache einer zweiten Auflage, die mir Gelegenheit gegeben hat, viele Lücken auszufüllen und auch die jüngste Vergangenheit zu berücksichtigen, giebt mir die Beruhigung, daß ich die mir gestellte Aufgabe nicht ganz verfehlt habe. Demen, die in dem angeedeuteten Sinn einen zuverlässigen Wegweiser suchen, bietet sich das Buch als ein solcher an und wird ihnen, hoffe ich, durch Nacht und Nebel einen einheitlichen Zusammenhang der viel verschlungenen Wege des Jahrhunderts zeigen. Wer aber ein ausgeführtes Bild der geistigen Vergangenheit in den sämmtlichen Zeitabschnitten des Jahrhunderts bei mir zu finden glaubt — wozu ihn der Titel vielleicht verführen könnte —, Der würde sich täuschen. Ihn vor dieser Täuschung zu bewahren, ist der Zweck des *Pater peccavi*, das ich hiermit vor einem zahlreichen Leserkreis ablege.

Dresden-Blauen.

Julius Duboc.

Non possumus.

Es geht nicht weiter. Ratt und mühsam schleppt sich die Börse durch den Spätsommer. Die Dividendenpapiere können nicht höher steigen; und wohl der Spekulation, wenn es nur noch ein, zwei Jahre gelingt, die Erträgnisse in Einklang mit dem wahnsinnigen Aktienkurs zu erhalten. Nirgend in der Welt ist mehr Verlaß, nicht einmal auf Herrn von Riquel. In Oporto wüthet die Pest, in Paris brodelt ein Hezengesell und in Transvaal droht die Bombe zu platzen. Der Herbst kann böse Tage bringen.

Schon ist mancher Bankdirektor Kleinlaut geworden, der noch im Frühjahr die wohlmeinenden Warnungen des Reichsbankpräsidenten in den Wind schlug. Selbst Mendelssohn braucht Geld. Er hatte mit der Handelsgesellschaft zusammen sechs Millionen Mark dreieinhalbprozentige Frankfurter Stadtanleihe übernommen, suchte aber schleunigst, die dafür verwendeten Mittel wieder flüssig zu machen, und beantragte die Zulassung des Papiere zum Börsenhandel, um es dann mit um so sicherem Erfolg dem Publikum anbieten zu können. Bei jedem anderen Bankhaus wäre Das nicht weiter aufgefallen, aber Mendelssohn pflegt über so große Mittel zu verfügen, daß er es eigentlich nicht nöthig haben sollte, im denkbar ungünstigsten Moment ein Papier wenig beliebter Gattung in den Verkehr zu bringen.

Die Städte sind mit der Deckung ihres Geldbedarfes übel dran. Nur wenn es sich um sehr ansehnliche Posten handelt, erscheint die Seehandlung auf dem Plan und um das Geschäft nicht zu verderben, schließt sich ihr dann wie ein Kometenschweif der ganze Schwarm der konkurirenden Banken an. Damit ist das Konsortium fertig und die Stadtgemeinde ist ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das Publikum subskribirt auf die Anleihe, denn es spart bei der Zeichnung Provision und Courtage, die mit dem Ankauf an der Börse verbunden wären. Aber „Noch uns die Sündfluth“, lautet die Devise der Königlich-Preussischen Seehandlungsgesellschaft. Der brave Steuerzahler, der sich zur Abnahme eines tüchtigen Postens Stadtanleihe hat verleiten lassen, mag sehen, wie er mit diesem Besitztum für immer, diesem wahren „*αχιμα ες αιει*“, zurecht kommt. Er hat ein unerkäufliches Papier, denn in den meisten Fällen hält es die Seehandlung nicht einmal für der Mühe werth, die Zulassung der Anleihe zur berliner Börse, an der sie einen Markt finden könnte, zu veranlassen; geschweige denn, daß sie eine Pflicht anerkennt, die vom Publikum zum Verkauf gestellten Obligationen wieder zurückzunehmen und dadurch den Kurs auf angemessener Höhe zu erhalten. So büßt nicht nur der durch irgend welche Verhältnisse zum Verkauf genöthigte Inhaber selbst Tausende ein, sondern auch der Besiß aller Anderen, die an der selben Anleihe theilhaftig sind, wird entwerthet, ohne daß doch ein innerer Grund dafür vorhanden war.

Noch übler geht es den kleinen Kommunen, denen sich natürlich das millionenlüsterne Herz der Seehandlung und der übrigen Mitglieder der Hochfinanz unbarmherzig verschließt. Die Sparkassen sind bereits über die Gebühr in Anspruch genommen; auch der Lebensquell der anderen öffentlichen Klassen hat all-

mählich aufgehört, frisch und munter zu sprudeln; und so bleiben den mit beschwerlicheren Mitteln wirthschaftenden Städten und Städtchen nur noch die Hypothekenbanken. Mit ein Achtel Prozent Provision vierprozentige Kommunalobligationen auszugeben und den dazu gehörigen Anleiheendienst bis ins Kleinste regeln zu müssen, ist aber keineswegs verlockend; es müßten denn schon, wie für das bisher einzig privilegierte Hypothekenbankinstitut Preußens, besondere Gründe vorliegen, den geldbedürftigen Gemeinden mit ein paar tausend Mark gefällig zu sein. Das Herrenhaus hat nun nach unsäglich blamablem Hin und Her diesen Kommunalobligationen der Hypothekenbanken die Mündelsicherheit zuerkannt. Es wußte offenbar nicht einmal recht, in wessen Interesse die Forderung der Mündelsicherheit überhaupt erhoben worden war. Eine große That ist überhaupt nicht. Seit der Herrschaft des Börsengesetzes franken die kleinen Geldnehmer daran, daß ihnen der Rath des Provinzialbankiers fehlt, denn das Großbankenthum fährt die Sense unerbittlich wie der Tod, der Herrscher über Alle, die da leben. In Nürnberg werden in der nächsten Woche die Vertreter städtischer Verwaltungen zusammentreten, um über Mittel und Wege zur Befriedigung des Kommunalkredits zu berathen. Wenn die Herren nur etwas früher aufgestanden wären, als ihnen die Flucht aus der Geldklemme noch nicht so gut wie abgeschnitten war. Heute bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Begründung einer Central-Kommunalbank. Würde ihr die Seehandlung Geld zu den bei ihr üblichen Sätzen zur Verfügung stellen? Ich bezweifle sehr, daß Herr von Zedlitz auf seinem wankenden Thron genügenden Halt findet, um einen solchen Gedanken zu verwirklichen. Einstweilen vergnügt er sich noch immer damit, die Diskontpolitik der Reichsbank zu durchkreuzen, damit ja deutsches Gold recht lebhafte nach dem Ausland abfliehe: Das kann durch alle offiziösen Dementis, d. h. Entschuldigungsversuche, nicht bemäntelt werden. Aber ein Wundermann ohne Gleichen ist er doch, dieser geniale Politiker, Zeitungschreiber und Seehandlungspräsident! Was noch keinem Sterblichen zuvor gelang, ihm ist es gelungen, nämlich zu beurtheilen, was die Darlehensnehmer mit dem Geld anfangen, das er ihnen freundlich zu drei bis dreieinhalb Prozent vorstreckt, während die Reichsbank zu gleicher Zeit fünf bis sechs Prozent berechnet. Die Glücklichen, die er bevorzugt, müßten doch wirklich — nach dem miquelschen Kernwort — die „größten Esel“ sein, wenn sie die empfangenen Summen nicht schleunigst durch gute Freunde in Gold umgefetzt und bei den lohnenden Wechselkursen nach London geschickt hätten.

Auch der Staatsbürger, der einer ländlichen Genossenschaftskasse angehört, kann für sein Theil mit der Finanzpolitik der Seehandlung auf Kosten des Gemeinwohles ganz zufrieden sein. Hat sie ihrer Kollegin, der Preussischen Central-Genossenschaftskasse durch etliche Millionen doch ermöglicht, sich bis zum ersten April 1900, also noch für sieben Monate zur Gewährung von Darlehen gegen dreieinhalb Prozent zu verpflichten! Da aller Wahrscheinlichkeit nach der heutige offizielle Diskont von fünf und der Privatsdiskont von vierfünftel Prozent schon im Lauf der nächsten Wochen eine weitere Steigerung erfahren werden, so giebt es nur noch ein Mittel in der Welt, um der bösen Geldnoth zu entrinnen: Jedermann suche Mitglied einer von der Preussenkasse mit Staatsmitteln alimentirten ländlichen Pumpgenossenschaft zu werden. Hosiannah dem Triumvirat Miquel-Zedlitz-Duene. Wie herrlich wird dann im Geschäftsbericht der Central-

Genossenschaftskasse die Ausdehnung des Verkehrs gerühmt werden können und zugleich — da zeigt sich freilich der Pferdefuß! — die Nothwendigkeit betont werden müssen, das Betriebskapital abermals aus der Tasche des preussischen Volkes um fünfzig Millionen Mark zu erhöhen. Daß im Ministerrath ein ehrlicher Mann mit einem muthigen „Non possumus“ dazwischen führe, ist nicht zu befürchten, wenigstens nicht, so lange Herr von Miquel das Wort führt, und vorläufig scheint er noch nicht hinreichend amtsüblid zu sein.

Das liebe Geld! Es giebt immer gute Seelen, die, vom Kornbantenlärm betäubt, für Hunderttausende mühelos Millionen einzuhelfen hoffen, aber selten ist der Schlußeffekt des allzu süßen Kaufsches etwas Anderes als Lagenjammer gewesen. Eine Firma der Textilbranche hat kürzlich ihre Insolvenz erklärt und man erfährt zum größten Erstaunen, daß die angemeldeten Forderungen drei Millionen Mark betragen. Das ist nicht nur für deutsche Verhältnisse ungeheuer viel, sondern wirft auch ein großes Schlaglicht darauf, wie leicht selbst große Bankhäuser sechsstellige Beträge für Unternehmen übrig haben, die irgendwie zu kontrolliren, ihnen ganz unmöglich ist. Und wofür war das Geld verbraucht worden? Zum großen Theil für Kunstgriffe, wie sie dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes zum Anlaß gedient haben. Zum Glück ist der Fall aber doch vereinzelt. In der ganzen berliner Kleiderstoff-Engrosbranche sind in den letzten zehn Jahren überhaupt nur drei Zahlungstockungen vorgekommen, obgleich das Textilwaarengeschäft recht schwere Zeiten hinter sich hat und sich erst seit wenigen Monaten, seit der Steigerung der Wollpreise, zu erholen beginnt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sich auf der nächsten londoner Wollauktion die Hausseebewegung fortsetzen. Zeitige Eindeckung ist daher dringend zu empfehlen, — wenn sich nur die erforderlichen Geldmittel aufstreiben lassen.

Ja, das liebe Geld! Die ersten Vertreter der Hochfinanz haben den traurigen Muth, vier Millionen Mark Obligationen der deutsch-österreichischen Mannesmann-Röhrenwerke unter anscheinend günstigen Bedingungen dem Publikum zum Bezug anzubieten. Nach dem letzten Abschluß beläuft sich die Unterbilanz dieser seit dem Jahre 1890 bestehenden Aktiengesellschaft, deren Grundkapital ursprünglich auf fünfunddreißig Millionen Mark bemessen war, später aber vermindert werden mußte, auf rund achtzehn Millionen Mark! Die Herren Mannesmann ließen sich für die Einbringung ihrer Röhren-Patente das Stämmchen von sechs zehn Millionen bezahlen und weigern sich, die ihnen von den Aktionären streitig gemachten zehn Millionen Mark zurückzugeben. Den Erwerbern von Obligationen wird für unkündbare Forderungen nicht einmal ein dingliches Recht eingeräumt. Aber trotzdem werden sich auch für diese Obligationen Liebhaber finden, die von dem Antheil der Mannesmannröhrenwerke an der industriellen Hoch-Konjunktur zu profitieren hoffen, wenn sie neben viereinhalf Prozent Zinsen eine fünfprozentige Amortisationprämie — versprochen erhalten. Die fetten Weiden sind abgegrast, da findet auch die dünne Heide ihre Schafe. Bald fordert auch die Dortmunder Union neues Kapital: ein „Non possumus“ Herrn von Dansemann gegenüber wäre aber sehr am Platz.

Epikurus.



Pchar-ke-bogi.

Ein koreanisches Märchen.

Nicht Güter besitzt der Mensch:
Ein Ahnengrab. Ein schönes Weib. Langes Leben. Viele Kinder.
Viel Brot. Viel Geld. Viele Freunde. Bildung.

Es giebt aber Menschen, die keins von diesen Gütern besitzen, und diese Menschen nennt man Pchar-ke-bogi, Achtmal-Unglückliche.

Ein solcher Mensch war Ninoran-Dui, den sein Weib verlassen hatte

Da geschah es, daß Ninoran-Dui ein anderes Weib traf, ein junges, hübsches, reiches Weib, mit Namen Dü-Si. Dü Si verliebte sich in Ninoran-Dui. Und Ninoran-Dui verliebte sich in Dü Si. Weil aber das Unglück der Achtmal-Unglücklichen auf Alle übergeht, die sie lieben, so war auch für Dü-Si die Verbindung mit Ninoran-Dui verhängnißvoll: ihr Vieh starb; ihr Acker trug keine Frucht und ihre Wirthschaft ging zu Grunde.

Das Ende davon war, daß Dü-Si, als sie eines Tages erwachte, ihren geliebten Ninoran-Dui nicht mehr an ihrer Seite fand. Ein Brief, den Ninoran-Dui zurückgelassen hatte, sagte ihr, er liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber er müsse sie jetzt verlassen, weil er ihr nur Unglück gebracht habe.

Da begann sie bitterlich zu weinen; denn sie liebte ihn mehr als allen Reichtum. Das Wenige, das ihr noch geblieben war, vertheilte sie unter die Armen und zog fort aus ihrer Heimath.

Sie kam durch ein Thal, vergoß viele Thränen und dachte bei sich: Wenn ich doch Brot genug hätte, um alle Hungernden zu speisen, und Geld genug, um alle Armen zu beschenken! Dann gäbe es kein Leid mehr in der Welt.

Als sie Das bei sich dachte, sah sie plötzlich einen schönen, starken Mann vor sich, der mit Blumen und Wehren bekränzt war und auf einem Stier ritt. Er hielt den Stier an und sprach:

„Liebe mich und sei mein Weib!“

„Ich liebe einen Achtmal-Unglücklichen und kann keinen Anderen lieben“, antwortete Dü-Si. „Aber wenn Du willst, kannst Du mein Bruder werden.“

Und sie wurden Bruder und Schwester. Sie ripten sich die Finger, schrieben ihre Namen mit Blut auf den Saum ihres Kleides, schnitten die beschriebenen Streifen ab, tauschten und borgen sie an der Brust. Dann zogen Beide ihres Weges.

Müde vom Wandern trat Dü-Si in ein Haus, legte sich nieder und schlief ein. Da erschien ihr im Traum ein alter Mann mit silberweißem Antlitz und Haupthaar und sprach: „Der Mann, den Du auf dem Stier gesehen und mit dem Du Dich verbrüderst hast, bin ich. Ich bin der Thalgeist. Dein Wunsch ist mir bekannt. Hier hast Du einen Beutel mit Reis; ein Korn genügt, um den größten Kessel zu füllen. Und so viel Reis Du auch aus dem Beutel nimmst: er wird nie leer!“ Noch diesen Worten verschwand der Geist und Dü-Si erwachte. Neben ihr lag ein kleines Säckchen mit Reis.

Das nahm sie und ging weiter.

Das Thal hörte nun auf und Dū-Si begann einen großen Berg hinan zu steigen. Auf der Höhe stand schöner, dichter Wald. Im Wald war eine kleine Hütte und in der Hütte saß ein junger, hübscher Holzhauer an einem Feuer. Er lockte Wasser in einem Kessel.

„Was thust Du ins Wasser hinein?“ fragte Dū-Si und blieb am Eingang der Hütte stehen.

„Ich habe nichts zum Hineinthun“, erwiderte der Holzhauer, „weder Reis noch Wurzeln.“

Da trat Dū-Si in die Hütte, nahm ein Reiskorn aus dem Beutel und warf es in den Kessel. Der füllte sich alsbald bis an den Rand mit Reis und Weide, der Holzhauer und Dū-Si, wurden satt.

Nach dem Abendessen sprach der Holzhauer zu Dū-Si: „Liebe mich und laß uns Mann und Frau sein!“

„Ich kann Dich nicht lieben“, antwortete Dū-Si. „Ich liebe meinen Mann, einen Ahtmal-Unglücklichen. Aber wenn Du willst, kannst Du mein Bruder werden.“

Damit war der Holzhauer einverstanden und sie verbrüdereten sich.

Bald darauf kam die Nacht herauf und Dū-Si schlief fest ein. Im Traum erschien ihr ein alter Mann mit silberweißem wallenden Bart, der ritt auf einem ungeheuren Tiger und sprach: „Der Holzhauer, mit dem Du in der Hütte gegessen hast, bin ich. Ich bin der Berggeist. Dein Wunsch ist mir bekannt. Hier hast Du einen Goldklumpen; so viel Gold Du auch vom Klumpen abschlägst: er wird nie kleiner.“

Der Alte verschwand und Dū-Si erwachte. Da war kein Holzhauer und keine Hütte mehr zu sehen, aber neben Dū-Si lag ein Goldklumpen. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe“, sagte Dū-Si. „Ich baue auf dieser Stelle eine Stadt. Dann werden alle Hungernden und Armen zu mir kommen und unter ihnen finde ich vielleicht meinen Ahtmal-Unglücklichen.“

Und Dū-Si that, wie sie gesagt. Da kamen zu ihr alle Bettler, alle Hungernden und alle Armen. Und ihre Hoffnung ging auch in Erfüllung, denn eines Tages kam ihr Mann, der Pſar-le-bogi.

Als Dū-Si ihn sah, eilte sie ihm entgegen und machte ihm Vorwürfe, daß er sie verlassen hätte. Der Pſar-le-bogi war glücklich, sie wiedergefunden zu haben, und sie nahm ihm einen Eid ab, daß er sich nie von ihr trennen dürfte. Dann lebten sie sehr zufrieden mit einander und speisten und tränkten alle Bettler, die zu ihnen kamen.

Eines Tages hatte Dū-Si aber all ihr Geld ausgegeben und mußte in die Nachbarstadt schiden, um dort Etwas von dem Goldklumpen gegen gemünztes Geld umzutauschen.

Dū-Si übergab den Goldklumpen Rinoran-Dui und legte ihm ans Herz, in der Stadt ein großes Stück abzuschlagen und möglichst viel Geld dafür mitzubringen, damit er nicht so bald wieder in die Stadt zu ziehen brauche.

Rinoran-Dui belud einen Esel mit dem Gold und machte sich auf den Weg. Unterwegs kam er an einen Bach. Und da Rinoran-Dui ein Ahtmal-Unglücklicher war, geschah es, daß gerade um diese Zeit ein starker Regen fiel, der den kleinen Bach in einen großen Strom verwandelte, und in dem Strom

ging der Esel sammt dem Golde unter. „Nein!“ rief da der Pchar-ke-bogi voller Verzweiflung, „Das darf nicht sein! Wie viel Unglück habe ich meinem Weibe schon gebracht! Entweder rette ich das Gold oder auch ich gehe unter!“

Damit stürzte er sich in das Wasser und ertrank. Dū-Si wartete lange auf Rinoran-Dui; endlich konnte sie die Ungewißheit nicht mehr ertragen und ging selbst aus, ihn zu suchen.

Als sie an den Ort kam, war inzwischen das Wasser gefallen und der Strom war wieder ein kleiner Bach geworden. Am Ufer aber sah sie das Gold und den toten Rinoran-Dui liegen. Da war sie ganz untröstlich, ging fort und weinte unaufhörlich. Endlich kam sie in eine ganz einsame Gegend. Da setzte sie sich nieder und weinte um ihren lieben Achtmal-Unglücklichen und um alle Achtmal-Unglücklichen, — weinte, bis sie starb. Und aus ihren Thränen entsprang an der selben Stelle ein Bach, der „Thränenbach.“

Ein Kaufmann ritt einst in Geschäften nach der Stadt, verlor den Weg und gerieth an die Stelle, wo Dū-Si lag. Als er das Weib erblickte, stieg er nach der Landesitte vom Pferd ab und schritt zu Fuß vorüber. Da bemerkte er, daß sie sich nicht rührte, und überzeugte sich, daß sie tot war. Er grub ihr ein Grab und beerdigte sie.

Bald darauf fand er den richtigen Weg, kam wohlbehalten in der Stadt an und brachte seine Geschäfte zum erwünschten Abschluß. Das schrieb er dem Zusammentreffen mit dem Weib zu, das er beerdigt hatte, ritt auf dem Rückwege wieder zu dem Grabe und betete da, nachdem er drei Gläser Reisbranntwein darüber ausgegossen hatte.

Als er zu Hause angekommen war, erzählte er Verwandten und Bekannten von seinem Erlebnis und von seinen guten Geschäften. Andere Kaufleute, die in die Stadt ritten, besuchten nun auch Dū-Sis Grab, beteten dort und hatten Glück in ihren Unternehmungen.

Eines Tages kam ein Unglücklicher an das Grab. Der weinte bitter über sein Leid und schlief auf dem Grabe ein. Im Traum erschien ihm ein junges, schönes Weib, ganz weiß gekleidet, die weinte mit ihm und tröstete ihn und sprach: „Trinke aus diesem Bach; sein Wasser ist rein, weil es aus Thränen besteht, die um Unglückliche geflossen sind. Wenn Du davon trinkst, wird Dein Leid verschwinden, weil Du alle anderen Unglücklichen lieben wirst, wie die Arme sie geliebt hat, deren Thränen den Bach gebildet haben.“

Da begannen auch andere Unglückliche nach Dū-Sis Grab zu wallfahren und der Ruhm der Stätte wuchs mehr und mehr. Ueber dem Grabe wurde ein Stein errichtet, der die Inschrift trug: „Dem tugendhaften Weibe“. Und diese Inschrift besagt die Wahrheit, weil die Frau, die in dem Grabe ruht, die Unglücklichen agliebt hat. Ihrer sind Viele in der Welt.

